



Deutsche Internierten Zeitung.



Zum Besuche der A. S. A. durch S. Kgl. Hoheit Prinz Alfons von Bayern ×
×× Hauptmann Dr. Brun, Chefarzt der A. S. A. ××× Exzellenz von Böhm, bayr. Gesandter.

Die besten Schuhwaren

sind:

◇◇ Marke Weill ◇◇

Marke High life

Marke Columbus

Zu kaufen in allen bessern Schuhgeschäften



≡≡≡ Alleinige Sabrikanten: ≡≡≡



Schuhfabriken Weill A. = B.

in Kreuzlingen.

An Private wird nicht verkauft.



Bulgarien und die Bulgaren.*)

Von Dr. Kurt Floericke.

(Fortsetzung.)

Die Bulgaren sind in der ganzen Welt berühmt als ausgezeichnete Gemüsegärtner und leisten besonders im Anbau von Zwiebeln, Knoblauch, Porree, Kohllarten, Paradiesäpfeln, Paprika u. dgl. Ausgezeichnetes. Im Zusammenhang damit hat sich die eigenartige Erscheinung der Wandergärtner herausgebildet. Alljährlich verlassen namentlich in der Umgegend von Tirnowo Tausende junger Bulgaren ihre Heimat und verdingen sich im Ausland als Gemüsegärtner während des Sommers oder pachten sich dort selbst ein Stück Gartenland. Sie gelangen dabei oft bis tief ins Innere Rußlands hinein oder bis Frankreich und Belgien und in die Türkei und kommen dann im Herbst mit wohlgespicktem Geldbeutel fröhlich singend zurück, um dann einige Wochen hindurch behaglichem Wohlleben sich zu ergeben, dies natürlich nur nach Maßgabe des spartanischen Sinnes der Bulgaren. Auch „Sachsengänger“ findet man in Bulgarien, denn die Bewohner der unfruchtbaren Gebirgszüge steigen zur Erntezeit alljährlich in die fruchtbaren Ebenen hinab, um sich dort zu verdingen.

Was den Durchschnittsertrag auf den Hektar betrifft, so ist zu sagen, daß die bulgarische Landwirtschaft, obwohl sie vielfach durch kalkhaltigen, humusreichen Lehm- und Tonboden begünstigt wird, in dieser Beziehung ziemlich zurückgeblieben ist. Das liegt an der noch allgemein üblichen Dreifelderwirtschaft mit ihren ausgedehnten Brachen, die erst teilweise der Wechselwirtschaft Platz gemacht hat. Weiter ist der Mangel planmäßiger Düngung, die Unvollkommenheit der Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen und die noch sehr urwüchsige Beschaffenheit der landwirtschaftlichen Geräte hierfür verantwortlich zu machen. Außer den Reisfeldern werden überhaupt nur die ausgedehnten Gemüsefelder durch Schöpfräder bewässert. Als Düngung kommt höchstens Stalldung in Frage, obwohl die deutsche Kali-Industrie neuerdings auch nach Bulgarien ihre Fühler ausgestreckt hat. Die Getreideernte wird nach wie vor meist mit der Sichel vollzogen, während die Sense nur bei der Heumahd Verwendung findet. Das Ausdreschen geschieht unter freiem Himmel auf einer Tenne von fest-

gestampftem und durch die Sonne hartgetrocknetem Lehm, die man dann mit Getreide beschüttet und auf der man mit lautem Hallali und Hussa etliche Pferde und Maultiere im Kreise herumtreibt, bis die Körner ausgetreten sind und durch Schaufeln und Worfeln vom Häcksel gesondert werden können. Auch einen Dreschschlitten kennt man, eine Vorrichtung aus Brettern, die auf der Unterseite mit Quarzsteinen versehen ist. Zur Vermehrung der Schwere dieses von Ochsen gezogenen Gefährtes setzen sich Weiber und Kinder darauf. Der Pflug ist zumeist noch aus Holz, und der Boden kann damit natürlich nur oberflächlich aufgeritzt werden, wenn auch der Bauer noch so viel Körperkraft verwendet. In jüngster Zeit gelangten auch eiserne Pflüge aus Deutschland nach Bulgarien, ebenso mancherlei andere landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, aber ihrer größeren Verbreitung hat bisher der Umstand hindernd im Wege gestanden, daß der Bulgare allen Neuerungen gegenüber sehr mißtrauisch ist, obendrein mit den schönen Maschinen nicht recht umzugehen versteht, und daß es auch an Gelegenheit fehlt, sie an Ort und Stelle ausbessern zu lassen, falls sie irgendwie beschädigt werden. Trotz alledem hebt sich die bulgarische Landwirtschaft beständig. So wurden nach den allerdings wohl etwas optimistischen Darlegungen des Finanzministers Theodoroff 1906 nur 29581 Quadratkilometer der bebaubaren Fläche des Landes landwirtschaftlich bestellt, 1911 dagegen bereits 42178 Quadratkilometer.

Die Zerteilung des Landes durch den Balkan bedingt die wirtschaftliche Unabhängigkeit Südbulgariens (Ostrumeliens) von Nordbulgarien, denn die klimatische Verschiedenheit beider Gebiete sichert ihnen eine unabhängige Entwicklung ihrer Ernte zu. So kann es sich ereignen, daß Nordbulgarien infolge seines viel rauheren Klimas eine mittelmäßige oder schlechte Ernte aufzuweisen hat, Südbulgarien dagegen sich einer hervorragend guten Ernte erfreut. Oder daß der umgekehrte Fall eintritt, wenn im Süden die Heuschrecken und Überschwemmungen ihr verderbliches Werk verrichten, während der Norden verschont bleibt. Bei den jetzt genügend vor-

*) Aus dem Kosmosbändchen „Bulgarien und die laubnis des Franckh'schen Verlags, Stuttgart, geb. 1 Mark.

Bulgaren“ von Dr. Kurt Floericke. Mit freundlicher Er-

handenen Verbindungen zwischen beiden Landesteilen läßt sich dann rasch ein wohltätiger Ausgleich herbeiführen.

Wenn man die Besitzungen nach dem Muster der deutschen Betriebsstatistik in folgende Klassen einteilt:

- bis 2 ha Parzellenbetrieb,
- 2—100 ha Bauernbetrieb,
- 100 ha und mehr Großbetrieb,

so ergibt sich folgendes Bild:

Am stärksten vertreten ist der Bauernbetrieb mit 69,81 %, also reichlich $\frac{2}{3}$, der Besitzungen, und davon sind wieder die Mittelbauernbetriebe (5—20 ha) am zahlreichsten. An zweiter Stelle kommen die Parzellenbesitzungen mit 29,82 %, d. h. fast $\frac{1}{3}$ aller Besitzungen. Den dritten Platz behauptet der Großgrundbesitz mit nur 0,37 % von allem Grundeigentum. Verhältnismäßig günstig ist die Lage der mittleren Bauernklasse, die auch aus Seiden- und Bienenzucht manche Nebeneinnahme erzielt. Gewöhnlich besitzen diese Leute ein oder zwei Paar Ochsen und dazu einige Schafe oder Ziegen. Da ihnen dies ein unabhängiges Leben verbürgt, so ist es gerade ihnen möglich, landwirtschaftliche Neuerungen einzuführen und bahnbrechend für neuzeitliche Bewirtschaftungsart zu werden. Auch bieten diese zahlreichen mittleren Betriebe die beste Grundlage für genossenschaftlichen Zusammenschluß,

dem, wie im mittleren und westlichen Europa ja auch in Bulgarien die Zukunft gehört.

Auch die Viehzucht Bulgariens läßt noch mancherlei zu wünschen übrig, denn die Pferde sind zwar ausdauernd, aber klein und schwach und eignen sich mehr als Tragtiere im Gebirge als zur Ackerarbeit, zu der sie auch nur in den Gemüsegegenden Verwendung finden. Muß doch sogar der Bedarf an Pferden für Militärzwecke zum größten Teil aus dem Ausland gedeckt werden. Das eigentliche Arbeitstier des bulgarischen Bauern ist der schwerfällige Büffel und das Rindvieh, das aber ebenfalls einer kleinen und milcharmen Rasse angehört und auch nur wenig und minderwertiges Fleisch liefert, da Stallfütterung und Pflege unbekannt sind und die Tiere alle arbeitsfreien Stunden ihres Lebens auf der Weide verbringen, wo sie nur notdürftig durch Hürden gegen Wind und Wetter Schutz finden und nur im Winter noch etwas Heu und Stroh als Futter erhalten. Folgende Tabelle zeigt den Viehbestand Bulgariens:

	1892	1900	1905
Pferde	343946	494557	538271
Maultiere	8294	8889	11914
Esel	81610	107098	124080
Rindvieh	1425781	1596267	1695333
Büffel	342193	431487	476872
Schafe	6868291	7015385	8130997
Ziegen	1263772	1405190	1384116
Schweine	461725	367501	465333
Summa	10795582	11426374	12826949

Der Einfluß des Weltkrieges auf deutsche Gesetze.

Von Ltn. Dr. Ahrens, Heiden.

(Fortsetzung.)

Die verschiedensten Gründe haben unsere Gegner leider veranlaßt, den Kampf auch auf das Wirtschaftsgebiet hinüberzuziehen. Die zahllosen Zwangsliquidationen deutscher Firmen im feindlichen Auslande, das Verbot, an Deutsche irgendwelche fällige Leistungen, insbesondere Zahlungen zu bewirken und ähnliches mehr haben dem deutschen Privateigentum einen zahlenmäßig nur schwer festzustellenden Schaden zugefügt. Diese Handhabung im Falle eines Krieges hat Deutschland begrifflicherweise bei seiner Friedensgesetzgebung nicht berücksichtigt. Art. 31 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche hat nur allgemein bestimmt, daß unter Zustimmung des Bundesrates durch den Reichskanzler ein Vergeltungsrecht gegen einen ausländischen Staat sowie dessen Angehörige und ihre Rechtsnachfolger angewendet werden kann. Von diesem Rechte wurde auch Gebrauch gemacht, nachdem das Vorgehen der feindlichen Regierungen festgestellt war. Zu erwähnen ist die Verordnung vom 4. September (22. Oktober) 1914, nach der den Unternehmungen oder Zweigniederlassungen, die vom feindlichen Auslande geleitet oder beaufsichtigt werden, durch

Stellung von Aufsichtspersonen unmöglich gemacht wird, ihren Geschäftsbetrieb den deutschen Interessen zuwider zu führen oder etwa Geld oder sonstige Vermögenswerte in das feindliche Ausland zu schaffen. Zu Kontrollzwecken wurde weiterhin bestimmt, daß das in Deutschland befindliche Vermögen von Angehörigen feindlicher Staaten anzumelden ist und grundsätzlich nur mit Genehmigung des Reichskanzlers veräußert, belastet oder in das Ausland geschafft werden darf. Des ferneren erging unter Androhung hoher Gefängnis- und Geldstrafen das Verbot, Zahlungen, sei es in bar, Überweisung oder Wechseln nach bestimmten feindlichen Staaten wie z. B. England⁴⁾ den britischen Okkupationsgebieten in Ägypten,⁵⁾ Frankreich und seinen auswärtigen Besitzungen,⁶⁾ Rußland und Finnland⁷⁾ zu leisten, mit zwei Ausnahmen zu Gunsten deutscher Reichsangehöriger. Einmal können nämlich Leistungen zur Unter-

⁴⁾ Verordnung vom 30. 9. 1914.

⁵⁾ Verordnung vom 14. 10. 1915.

⁶⁾ Verordnung vom 20. 10. 1914.

⁷⁾ Verordnung vom 19. 11. 1914.

stützung von Deutschen im feindlichen Auslande erfolgen (z. B. an Kriegsgefangene). Sodann können auch Zahlungen an ein im feindlichen Auslande befindliches Unternehmen geleistet werden, wenn die Zahlung an einen Deutschen erfolgt, der Inhaber oder Beteiligter eines solchen Unternehmens ist und der das feindliche Ausland anlässlich des Krieges verlassen hat.⁹⁾

Viele Kriegsteilnehmer sind infolge Abwesenheit von der Heimat nicht in der Lage, ihre Rechte in der gebotenen Weise wahrzunehmen, so daß z. B. ihnen zustehende Ansprüche infolge der Unmöglichkeit ordnungsmäßiger Geltendmachung verjähren könnten. In der denkwürdigen Reichstagsitzung vom 4. August 1914 wurde deshalb ein Gesetz betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen bestimmt, daß zu Gunsten aller Kriegsteilnehmer sowie der durch sie gesetzlich vertretenen natürlichen Personen (Ehefrau, minderjährige Kinder) und ihrer Gegner die Verjährung bis zur Beendigung ihrer Kriegsteilnahme oder des Kriegszustandes gehemmt sein soll. Diese Bestimmung hat zur Folge, daß der Zeitraum, während dessen die Verjährung gehemmt ist, in die Verjährungsfrist nicht eingerechnet wird.¹⁰⁾ Wer mithin

vermöge seines Dienstes, Amtes oder Berufes zu den mobilen oder gegen den Feind verwendeten Teilen der Land- oder Seemacht oder der Besatzung einer armierten Festung gehört, oder dienstlich aus Anlaß des Krieges sich im Auslande aufhält oder als Kriegsgefangener oder Geisel sich in der Gewalt des Feindes befindet¹⁰⁾,

hat nicht zu befürchten, daß aus der Nichtgeltendmachung der ihm oder den von ihm gesetzlich vertretenen natürlichen Personen zustehenden Ansprüche (z. B. wegen Darlehenszinsen) Rechtsnachteile infolge Verjährung entstehen können. Diese Bestimmung bezieht sich aber nicht, wie ihr Wortlaut und ihre Zweckbestimmung unzweideutig ergeben, auch auf juristische Personen, z. B. Aktiengesellschaften, rechtsfähige Vereine, da deren kriegsteilnehmende gesetzliche Vertreter (Vorstand) anderweitig wieder vertreten werden können¹¹⁾.

b) Todeserklärung wegen Kriegsverschollenheit.

Die Länge des Krieges und seine sonstigen außergewöhnlichen Umstände haben den Bundesrat veranlaßt, die Vorschriften des § 15 B.G.B. über die Todeserklärung wegen Kriegsverschollen-

heit durch eine Verordnung vom 18. April 1916 dahin abzuändern, daß die Todeserklärung eines Kriegsverschollenen bereits ein Jahr nach dem Eingang der letzten Nachricht von seinem Leben, unabhängig von einem etwaigen Friedensschluß, erfolgen kann.¹²⁾

c) Mietsrecht.

Der schädigende Einfluß des Krieges auf die Einkommens- und Vermögensverhältnisse haben ebenso wie der Kriegstod vieler Mieter das Eingreifen der Staatsgewalt erforderlich gemacht, um unverschuldete und unbillige Schädigungen Einzelner zu verhindern. Bedingungen eines Mietvertrages, die für Friedenszeiten billig und gerecht sind, können unter den veränderten Verhältnissen des Weltkrieges eine unbegründete Härte bedeuten. So wird es dem Kaufmann, der z. B. vor dem Kriege mit dem feindlichen Auslande Handel getrieben hat und der jetzt infolge des Fortfalles seiner bisherigen und infolge des Mangels einer geeigneten neuen Tätigkeit seine für längere Zeit gemieteten Geschäftsräume nicht mehr ordnungsmäßig ausnutzen kann, oftmals schwierig werden, den Mietzins ordnungsmäßig zu entrichten, ebenso wie der Witwe des Kriegsteilnehmers, deren Einkommen durch den Tod des Ernährers wesentlich verringert ist. Billigerweise hatte die helfende Staatsgewalt bei der Regelung dieser Fragen aber auch an die berechtigten Interessen des Vermieters zu denken, der seinerseits infolge der Verpflichtung zur Zahlung der Hypothekenzinsen und sonstigen Abgaben für das Grundstück Anspruch auf Rücksichtnahme hat. Zur Erzielung eines billigen Ausgleiches zwischen Mieter und Vermieter, Hypothekenschuldner und -Gläubiger griffen zuerst die Gemeinden helfend durch die Errichtung von Einigungsämtern und die Bereitstellung größerer Mittel für Mietsunterstützungen ein. Da die Einigungsbestrebungen dieser Ämter sehr häufig an dem bösen Willen der Beteiligten scheiterten, versah sie der Staat durch die Verordnung vom 15. Dezember 1914 mit Zwangsbefugnissen. Die vorgenannten Beteiligten werden dadurch zum Erscheinen vor dem Einigungsamte verpflichtet¹³⁾ und haben nicht nur über die Tatsachen Auskunft zu geben, die von dem Amte als wesentlich für die Vermittelung angesehen werden, sondern haben auch die Richtigkeit und Vollständigkeit ihrer Angaben auf Erfordern eidesstattlich zu versichern.¹⁴⁾ Zu Gunsten der Hinterbliebenen hat der Staat aber auch weiterhin die Bestimmung des § 569 B.G.B. dahin geändert,¹⁵⁾ daß die Erben des infolge Kriegsteilnahme verstorbenen Mieters das Mietverhältnis unter Ein-

⁹⁾ Verordnung vom 20. 12. 1914. Die unter deutscher Zivilverwaltung stehenden Gebiete Rußlands gelten in diesem Sinne nicht als „feindliches Ausland“ (Verordnung vom 4. 2. 1915).

¹⁰⁾ § 205 Bürgerliches Gesetzbuch (B. G. B.).

¹¹⁾ Vergl. § 4 des Gesetzes vom 4. 8. 1914.

¹²⁾ Die in §§ 196, 197 B.G.B. genannten Ansprüche, die bei Kriegsbeginn noch nicht verjährt waren, können nach weiteren Bundesratsverordnungen nicht vor Ende 1917 verjähren.

¹³⁾ Nach § 15 B.G.B. nach drei Jahren nach Friedensschluß. Vergl. Näheres darüber unter „Vermißt“ in Heft 18 und 19 der „Deutschen Internierten-Zeitung“.

¹⁴⁾ Bei Nichterscheinen kann eine Ordnungsstrafe bis zu 100 Mark festgesetzt werden.

¹⁵⁾ Außerdem ist das Einigungsamt Gutachter bei Miets- und Hypothekenprozessen.

¹⁶⁾ Verordnung vom 7. Oktober 1915.

haltung der gesetzlichen Frist¹⁶⁾ kündigen können, selbst wenn dieses Recht, wie es bei gedruckten Mietsformularen zumeist der Fall ist, vertraglich ausgeschlossen sein sollte. Schließlich ist auch die Witwe eines infolge Kriegsteilnahme verstorbenen Mieters, die gemeinschaftlich mit ihrem Ehemanne den Mietsvertrag geschlossen hat, zur Kündigung unter Einhaltung der gesetzlichen Frist¹⁶⁾ berechtigt¹⁷⁾. Wenn also z. B. die Eheleute X. einen Mietsvertrag für die Zeit vom

¹⁶⁾ § 565 B.G.B.

¹⁷⁾ Ohne diese Bestimmung hätte sie für die Vertragsverpflichtungen voll einzustehen.

1. April 1914 bis 31. März 1918 zu einem jährlichen Mietszins von 900 Mark geschlossen haben und der Ehemann X. am 10. Februar 1917 gefallen ist, so kann Frau X. den Vertrag spätestens am 4. April 1917¹⁸⁾ mit Wirkung zum 30. Juni 1917 kündigen. Ist dagegen ein monatlicher Mietszins von 75 Mark vereinbart, so ist die Kündigung bereits bis 15. Februar 1917 mit Wirkung zum 28. Februar 1917 zulässig.¹⁹⁾

(Schluß folgt.)

¹⁸⁾ Der 1. April 1917 ist ein Sonntag, der „dritte Werktag“ daher der 4. April 1917. Vergl. § 565, Abs. 1, Satz 1 B.G.B.

¹⁹⁾ § 565, Abs. 1, Satz 2 B.G.B.

Für Wald- und Bergbesucher.

Nachstehende Worte sollen in erster Linie denjenigen internierten deutschen Kameraden gelten, die in der Berg- und Waldesschönheit des hiermit so reichgesegneten und gastfreien Landes der Schweiz von den Mühsalen und Strapazen einer langen Gefangenschaft Erholung für Herz und Gemüt, Stärkung für Nerven und Gesundheit suchen und finden wollen.

Auf eine Erörterung der Ursachen, warum wir gerade im Walde und auf den Bergen Herz und Gemüt erquicken, die Mattigkeit der langen Kriegsgefangenschaft umtauschen können gegen neue Kräfte für kommende Zeiten, sei hier verzichtet.

Ich möchte vielmehr hier an dieser Stelle nur mit kurzen und wenigen Worten auf die Pflichten eingehen, die uns, sowohl als Naturfreunde, wie auch als Gäste der Schweiz auferlegt sind, um bei der Natur- und Waldesschönheitspflege mitzuwirken.

Die Berge und die Wälder sind bekanntlich überall neutrales Gebiet, auf dem jeder, sei er hoch oder niedrig, reich oder arm, alt oder jung, Erholung und Stärkung seiner Gesundheit finden kann. Wenn wir verlangen, daß uns dies neutrale Gebiet in einem neutralen Lande, das uns so gastfreundlich aufgenommen hat, geöffnet werde, so muß es auch unsere Pflicht sein, Verletzungen dieser Neutralität, in diesem Fall also Beschädigungen und Verunzierungen im Walde und auf den Bergen selbst zu vermeiden und zu verhüten.

Folgende Mahnungen mögen nun dazu beitragen, dieser Pflicht zu genügen:

1. Vermeide das „Sträußemachen“! Nimm lediglich kleine Seitentriebe von Nadel- und Laubhölzern, die ohne Nachteil abgeschnitten werden können; brich niemals die Gipfeltriebe aus, an deren Verletzungen

das Bäumchen eingehen oder zum Krüppel geschlagen würde!

2. Nimm nur soviel aus dem Walde mit nach Hause, als du zum Schmuck deines Heimes brauchst! Hüte dich davor, große Büschel abzureißen, die meistens im Gasthause oder in der Eisenbahn liegen bleiben, oder auch unterwegs achtlos weggeworfen werden, da dir das Tragen auf die Dauer zu lästig und unbequem erschien.
3. Insbesondere schöne und schütze die Alpenflora! Diese Pflanzen bedürfen eines besonderen Schutzes; selbst einige gepflückte Pflanzen bedeuten einen Verlust an dem die Erhaltung der Art verbürgenden Samenvorrat. Laß dich daher nie verleiten, Alpenpflanzen in Sträußen mitzuschleppen, da dieselben fern von ihrem Standort nutzlos ihr Dasein vertrauern würden.
4. Schone die Rinde der Bäume und benutze sie nicht als Stammbuch!
5. Laß niemals auf Wegen, an Ruheplätzen oder Aussichtspunkten Butterbrot-papiere, leere Flaschen, heil oder gar zerschlagen, Eier- oder Apfelsinenschalen etc. liegen, sondern entschieße dich, diese Überbleibsel wieder mitzunehmen, oder dieselben unter Moos oder Steinen zu verbergen. Andernfalls gliche die Natur einem Kehrichtplatz und die Stimmung zum Genuß der Landschaft würde dadurch empfindlich beeinträchtigt.

Es ließe sich noch manches über die Pflichten sagen, die wir der Natur gegenüber haben, doch mag die Bitte genügen, daß jeder an seinem Teil sich bemühen wolle, die natürlichen Schönheiten des Waldes und der Berge unverkürzt zur Wirkung kommen zu lassen, dann werden wir des Dankes unserer Mitmenschen, die nach uns des Weges kommen, gewiß sein.

Marquardt.

AUS DEN GEFANGENENLAGERN

XII. Lagerorchester in Montfort.

Im Anschluß an die in Nr. 33 gegebene Anleitung zur Errichtung von Lagerbüchereien unter Zugrundelegung der Büchereiverwaltung in Montfort s. Meu, geben wir heute einen Auszug aus einem gleichfalls aus M. eingegangenen Brief, der, zunächst als Empfangsbestätigung für von uns erhaltene Noten geschrieben, eine interessante Schilderung über das musikalische Leben im dortigen Lager gibt:

Sonntag, den 25. März 1917.

1. Rittermarsch Blon
2. Ouverture zur Oper „Raymond“ Thomas
3. Rezitationen:
 - a) Der Todspieler Münchhausen
 - b) Die Auferstehung Presber
4. Fantasie a. d. Operette „Fledermaus“ Offenbach
5. Chorgesang:
 - a) Wandermarsch Turlanlys



Kriegsgefangenenlager „Ile Longue“ bei Brest (Frankreich).

„Am 14. 3. erhielten wir zwei Pakete mit Noten für Orchester und Klavier. . . . Da die Noten für das Lager bestimmt waren, so hat sie der hiesige Unterhaltungsverein, der die Vorführungen jeder Art hier im Lager veranstaltet und fördert, an sich genommen, ein Verzeichnis angefertigt und sie dem Leiter des Orchesters übergeben, der schon verschiedene Märsche und Operetten mit seinem Orchester von zwölf Instrumenten sehr gut zu Gehör brachte.“

Die Noten der Bücherzentrale bedeuten für das Lager einen Schatz guter Musik, und ich beeile mich, der B.-Z. den besten Dank aller Kriegsgefangenen des Lagers auszusprechen. In Zukunft werden die Spielfolgen ein ganz anderes Aussehen bekommen. Jeden Sonntag wird ein Konzert gegeben, das jetzt in der Kirche des Klosters stattfindet, im Sommer aber im Freien, im Kreuzgang, abgehalten wird. Abwechslung in die Darbietungen des Orchesters bringen unsere Sänger, Theaterspieler und Turner. Auch an guter Kammermusik ist kein Mangel.

Einige Programme lasse ich folgen:

Sonntag, den 18. Februar 1917.

1. „Kopf hoch!“, Marsch, hier vertont von Oberj. Hamisch
2. Ouverture zur Oper „Martha“ Flotow
3. Chorgesang:
 - a) Heimliche Liebe Volkslied
 - b) Es fiel ein Reif Dittmar
 - c) Märznacht Kreuzer
4. An der schönen blauen Donau, Walzer Strauss
5. a) Vorspiel Entre Acte Fielitz
- b) Theaterstück: „Der Vetter a. Bremen“ Körner
6. Unter Klosterbrüdern, komponiert von Oberj. Hamisch

- b) „Hoho, du stolzes Mädel“ Decker
6. Zither-Vorträge:
 - a) Castaldo-Marsch
 - b) Vogelnestchen-Polka
 - c) Schuhplattler
 - d) Festpolonaise
7. Gavotte Schütt
8. Mein Traum Waldteufel
9. Prinzenmarsch Blankenburg

Auf einige Monate sind wir nun mit Noten versehen, und dann sollte doch wohl das Ende des Krieges abzusehen sein. Würde es der Bücherzentrale Bern wohl möglich sein, uns etwas Notenpapier sowie einige Bezüge Darmseiten für Violine und Cello zu senden? Beides ist hier außerordentlich teuer.¹⁾

Für die gesandten Notenwerke bestens dankend, begrüßt Sie auf das herzlichste.

O. Fuhrmeister, Offizierstellvertreter.

Montfort, 28. März 1917.

XIII. Lagerveränderungen etc., die uns in letzter Zeit bekannt wurden.

Granville: Das dortige Lazarett Nr. 118 enthält keine Deutschen mehr.²⁾

Bastia (Corsika): Neuerdings wieder als Offizierslager gemeldet.³⁾ (Nach Mitteilungen des Lt. Friederiscick, der

¹⁾ Notenpapier und Saiten wurden durch uns am 24. 4. nach M. gesandt.

²⁾ Entnommen den „Nouvelles de l'agence internationale des prisonniers de guerre“, herausgegeben vom Roten Kreuz in Genf.

am 20. 4. als Vater von drei Kindern zur Internierung nach der Schweiz verbracht wurde, war das Lager Bastia erstmalig im Herbst 1915 mit deutschen Offizieren belegt worden, wurde dann aber am 29. 9. 1916 aufgelöst. Die gefangenen Offiziere kamen nach Auch. In Bastia sollten nach Angabe des Briefschreibers s. Zt. bulgarische Offiziere interniert werden. Nach Mitteilungen aus den „Nouvelles“ sind jetzt bulgarische Offiziere nur in Corte (Corsika) interniert, während in Bastia wiederum deutsche Offiziere liegen sollen.)

Moulin d'Authezac (Toulouse): Als Mannschaftslager (Dépôt) gemeldet¹⁾.

Uzès (XV. Region): Offizierslager, dorthin sind in der letzten Zeit auch Offiziere, die an der Salonikifront in Gefangenschaft gerieten, verbracht worden.¹⁾

Servières: Offizierslager. Das Friedensbüro teilte uns mit, daß im Februar das Lager in Servières durch eine Feuersbrunst zerstört worden ist. Die Insassen sind nach Auch überführt worden. Verluste an Menschenleben sind nicht zu beklagen.

Auch: Das Lager, das bisher ca. 200 Offiziere beherbergte, soll, nach kürzlichen Mitteilungen von dort, in der nächsten Zeit weitere 400 Offiziere aufnehmen.

Arbeitsdetachements: Bekannt geworden sind uns als solche seit dem letzten Bericht in der D. I.-Z.: Marignane (Bouches du Rhône), Ferme de la Loge bei Nuits St. Georges, St. Jean de Monts (Vendée), Anuçon bei Chartres, Port de Bouc (zum Depot Miramas gehörig) mit den Detachements Chantiers de Provence (450 Deutsche und 100 Österreicher) und Fabrik Kulmann (80 bis 100 Deutsche), Lechaillon (zum Depot Fort du Murier bei Grenoble gehörig, 60 Mann), Mortain (Manche, 200 Mann, zum Depot Dinan gehörig).

Hospitäler: Nach amtlicher Liste der franz. Regierung, datiert vom 1. April 1917, waren die nachstehenden, im Vormonat als deutsche Hospitalorte gemeldeten Plätze am 1. April nicht mehr mit deutschen Verwundeten oder Kranken belegt: Breteuil (2. Reg.), Rambouillet (Reg. Paris), Hazebrouk (Reg. Nord), Alençon (4. Reg.), Fontainebleau (5. Reg.), Chatillon s. Seine (8. Reg.), Tournus (8. Reg.), Fougères (10. Reg.), Saint Lô (10. Reg.), Valognes (10. Reg.), Périgueux (12. Reg.), Riom*, Montluçon*, Roanne*, Le Puy*, Chagnat* (13. Reg.), La Mure*, Romans*, Chambéry, Grenoble* (14. Reg.), Avignon, Uzès (15. Reg.), Cahors (17. Reg.). (In den mit einem *) versehenen Orten besteht das bisherige Mannschaftslager [in Uzès das Offizierslager] nach wie vor.) Gr.

XIV. Versorgung der Kriegsgefangenen durch die Bücherzentrale Bern im Monat April.

(Siehe II in Nr. 30-31 der D. I.-Z.)

Auch im letzten Monat ist, wie in den vorhergehenden, eine große Menge Lese- und Lehrstoff an unsere Gefangenen in Frankreich von der Bücherzentrale Bern versandt worden. Die Zahl der eingegangenen Bestellzettel hat mit 1897 gegen die Zahlen der Monate März und Februar etwas abgenommen. Die Ursache hierfür ist nicht auf ein Zurückgehen der Lesefreudigkeit, sondern vielmehr auf die nunmehr fast in allen Lagern durchgeführte Büchereiorganisation zurückzuführen. Die Wünsche einzelner werden jetzt von den Bibliothekaren gesammelt eingesandt.

Im April gingen 1552 Pakete heraus, welche enthielten
11 687 Bände Belletristik
2 901 Bände Wissenschaft und Lehrstoff

i. G. also 14 598 Bände; außerdem erhielten die Gefangenen 1233 Hefte Noten, 78 Schachspiele und 10 Kartenspiele.

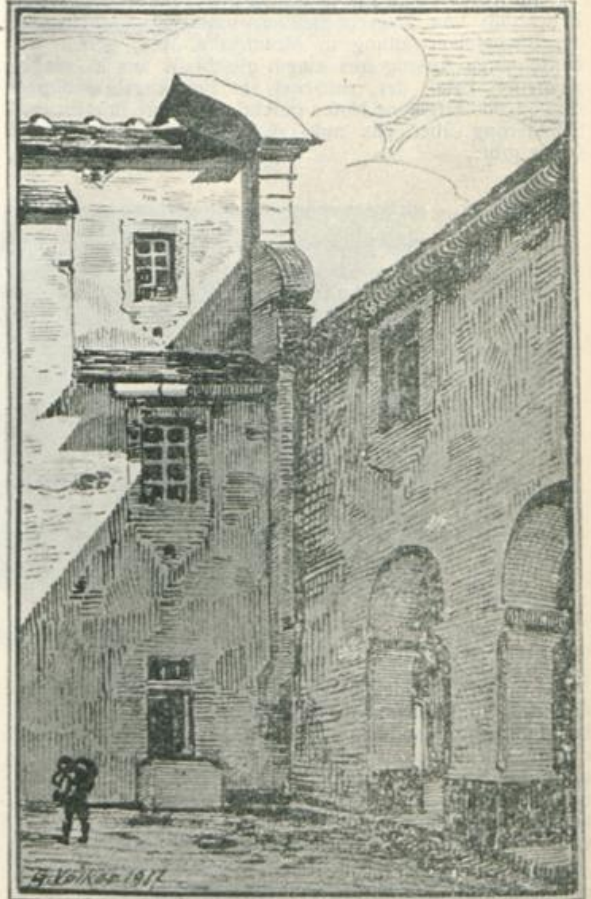
Zur Verkürzung der Mußestunden in den Gefangenenlagern konnten wir durch Lieferung von Musikinstrumenten wiederum beitragen, die an die Gesuchsteller persönlich geschickt wurden. Versand im April: 93 Mundharmonikas, 8 Handharmonikas, 3 Flöten, 9 Mandolinen, 6 Violinen und 12 Gitarren.

Im Laufe des Monats wurde durch die Schweizerische Hilfsstelle „Pro Captivis“ an 80 Lager- und größere Lazarett-

¹⁾ Entnommen den „Nouvelles de l'agence internationale des prisonniers de guerre“, herausgegeben vom Roten Kreuz in Gené.

büchereien in Frankreich eine von der Bücherzentrale gleichzeitig zusammengestellte Sendung des folgenden Inhaltes abgesandt:

Brentano, Märchen, 2 Bände,
Büchner, Wozzeck-Lenz,
Dante, Werke, 1 Band,
Gaudy, Werke, 1 Band,
Goethes Sprüche,
Hauptmann, Emanuel Quint,
Lessing, Minna von Barnhelm,
Meinhold, Bernsteinhexe,
Murger, Zigeunerleben,
Tagore, Gitanjali.



Gefangenenlager von Cervione (Corsika)
nach Zeichnung von G. Völker, Int., Luzern.

Anfang Mai ging dann noch an die nachstehenden 90 Lager eine Seriensenkung heraus, die von der Bücherzentrale direkt versandt wurde: Coëtquidan, Off.-Stellv. Bauer; Lourdes, Uffz. Künkel; Gaujacq, Vizefw. Behr; Bordeaux, Vizefw. Wegener; Trompeloup, Vizefw. Schulze; Blaye, deutscher Lagerführer; Rochefort; La Pallice, Walter Alpert; Chateau d'Oléron, Off.-Stellv. Gebert; St. Martin de Ré, Vizefw. Bessler; Marmande, Vizefw. Matter; Agen, Gefr. Maschmann; Cahors, W. Seip; Montauban, Gefr. Clasen; Toulouse, Dr. E. Peters; Castres, Andr. Merklein; Cette, Jos. Pailer; Castelluccio, M. Böhm; Sistéron; Miramas, K. Jungblut; Carpentras; Carpiagne, K. Hermann; Nîmes; Marseille, Gefr. I. Siegfried; Grenoble; Barcelonnette, Hptm. Kraemer; La Mure; Romans, Ausschuß zur Unterstützung deutscher Kriegsgefangener; Monistrol; Le Puy; Roanne, Alfr. Kirchbach; Montluçon, Off.-Stellv. Geier; Chagnat; Aurillac; Riom, Heinr. Hessler; La Lande, Off.-Stellv. Schmetzler; Solignac, Gust. Bücher; St. Nazaire,

Komité der deutschen Kriegsgefangenen; Roche Maurice; Chantonnay, Off.-Stellv. Gollm; Nantes; Quibéron, Eetko; Brest, W. Schmidt; Cherbourg; Montfort, Herm. Meyboom; Dinan, Uffz. K. Brand; Montargis, Jos. Paschek; Châteauroux, Vizefw. Ad. Schult; Issoudun, Uffz. Trommer; Bressuire, Rich. Hess; Poitiers, Off.-Stellv. Sieck; Tours, Ludw. Brand; Vierzon; Ft. de Sennecey, M. Tischler; Névers, Hans Königshausen; Corbigny, Off.-Stellv. Hentschke; Dijon; Romorantin, Wehrmann Lensing; Orléans; Chartres, Off.-Stellv. Kasten; Le Mans, Off.-Stellv. Rühle; St. Quen du Breuil; La Houssaye-Béranger; Oissel, Off.-Stellv. Posert; Dieppe; Caën, Herzogenrath; Le Havre; Rouen, Hellm. Kugler; Etampes; Noirmontier, Bretschneider; Ile d'Yeu, Deutscher Hilfsb. v. Roten Kreuz; La Bastide St. Pierre; Garaison, J. Eschen; Kérois-Hennebont, Eug. Chainoux; Ile de Tatihou, Albert Schapp; Granville, Ferd. Haarhaus;

Guérande, Peter Cerus; La Chartreuse, Büchereiverwalter Ile Longue, A. Löwe; Corbara, Griesmer; Rochefort, Gabr Reich; St. Michel de Frigolet, L. Dellinger; Ile de St. Margérite; Hospitäl. Briançon; Roanne; Mas Eloi, Vizefw Schlernberg; Coutances; Poitiers; Nevers; Rochefort.

Der Inhalt dieser Pakete bestand aus neun Bänden schöngeistigen Inhalts, und zwar:

Bechstein, Märchenbuch,
Boccacio, 5 Novellen,
Hoffmann, Kater Murr,
Humboldt, Ansichten der Natur,
Dr. Jacob, Der diluviale Mensch,
Multatuli, Havelaar,
Jean Paul, Katzenbergers Badereise,
Schillers Briefe, Band 1—2.

Gr.



Organisation des Unterrichts und der Werkstätten in Churwalden.

A) Unterricht: Die Unterrichtskurse haben in Churwalden, das seit 30. September 1916 mit Internierten belegt ist, Anfang Oktober begonnen. Sie sind Anfang Februar 1917 nach Eintreffen neuer Transporte aus Frankreich und England und neuerdings auf Grund der Weisungen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft erweitert und vermehrt worden. Gleiche Kurse finden in beiden mit Internierten belegten Anstalten statt, mit Ausnahme einiger Fächer, die wegen zu geringer Teilnehmerzahl für die Internierten beider Anstalten gemeinsam abgehalten werden. Abgesehen von den in den Werkstätten oder Anstalten dauernd Beschäftigten, die mindestens sechs Stunden in der Woche besuchen, und den ständig bei Privaten Arbeitenden, die vom Unterricht meist befreit sind, nimmt jeder an 12 bis 15 Stunden Unterricht in der Woche teil.

Es finden 25 Unterrichtskurse statt, von denen Geschichte, Erdkunde, Staats- und Bürgerkunde obligatorisch sind. Es werden von 9 Lehrern 54 Stunden in der Woche gegeben. Die Gesamtteilnehmerzahl beträgt 140.

Gemeinsamer Unterricht beider Anstalten: Französisch, Englisch, Bürgerkunde von Oberleutnant Arentschildt mit je zwei Wochenstunden gegeben, ebenso je zwei Stunden Stenographie Stolze-Schrey von Unteroffizier Elfers und Gabelberger von Soldat Thoß.

Der übrige Unterricht für Hotel Lindenhof enthält folgende Fächer mit je zwei Wochenstunden: Deutsch, Rechnen, Schönschreiben, Rundschrift, Geschichte, Erdkunde von Soldat Eisfeld. Buchführung von Soldat Jakisch gegeben.

Der übrige Unterricht für Hotel Krone: Dieselben Fächer von Soldat Schulz und außerdem Wechsellehre von Soldat Pahl gegeben.

Vorträge finden im allgemeinen einmal in der Woche aus den verschiedensten Gebieten statt.

B) Werkstätten: 1. Hausschuhwerkstatt. Es besteht eine Hausschuhwerkstatt, die am 17. Oktober 1916 von der Schweizerischen Oberleitung der Beschäftigtenstellen eingerichtet worden ist. In der Werkstatt sind etwa 15 Leute beschäftigt, die in der Woche rund 80 Paar Schuhe anfertigen, welche an das Internierten-Bekleidungsdepot Zürich verkauft werden. Mit Ausnahme der Lehrlinge, die Stundenlohn erhalten, wird in Akkord gearbeitet und für ein Paar Schuhe Fr. 1,20 den Arbeitern gezahlt. Es sind im ganzen 1400 Paar Schuhe angefertigt worden.

Der Reingewinn des Betriebes betrug am 31. März 1917 mehr als 1200 Frank.

2. Tischlerwerkstätten. Außer der Hausschuhwerkstatt sind in Churwalden noch zwei Tischlereien, die von der „Deutschen Internierten-Arbeit Luzern“ eingerichtet worden sind. In jeder der beiden arbeiten zwei gelernte Tischler, die in erster Linie Massenartikel herstellen und zwar Servierbretter, Hausbriefkästen, Frühstücksbretter und ähnliches. Die Arbeiter erhalten als Stundenlohn Fr. 0,20.

C) Sobald es die Witterung erlaubt, wird theoretischer landwirtschaftlicher Unterricht mit praktischen Kursen abgehalten werden.

Zur Einrichtung eigener landwirtschaftlicher Betriebe wird Land zum Anbau namentlich von Kartoffeln von der Gemeinde gepachtet.

Eine Schweizerische Landgemeinde.

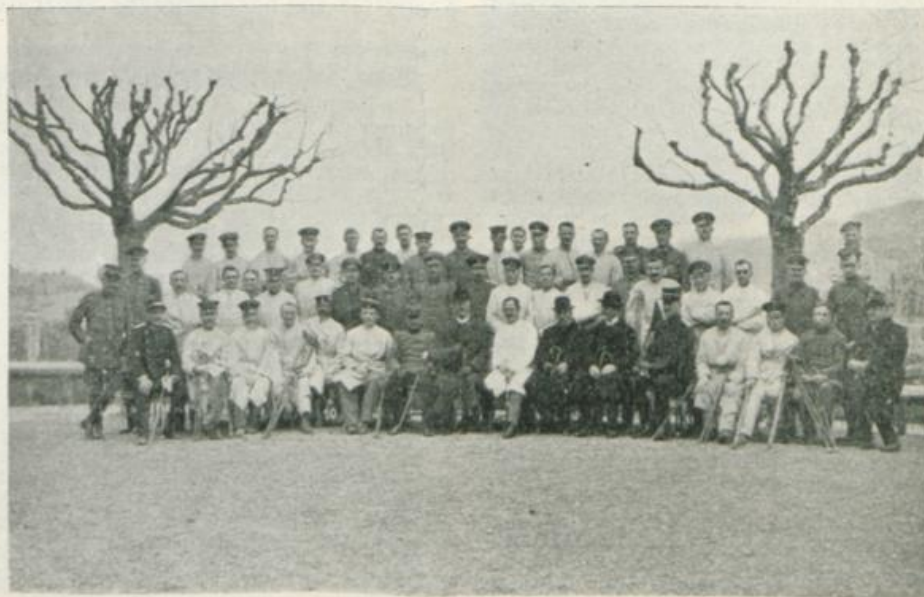
Am Sonntag den 29. April fand auf dem Landenberg ob Sarnen die Tagung der Obwaldner Landgemeinde statt. Dank der Liebenswürdigkeit der Schweizer Behörden war es einer größeren Anzahl von Offizieren und Mannschaften des deutschen Heeres vergönnt, die ehrwürdig herben Formen alten germanischen Verfassungslebens, die den meisten Zeitgenossen so tot sind, wie die alten Sagen und Bräuche der Nation, an sich vorüber ziehen zu lassen. Wir Deutschen sind von Jugend an durch Schillers Tell dem Geiste der stammverwandten Bevölkerung der Urkantone nahegerückt, und der Dichter, der nie in die herrliche Bergwelt seinen Fuß gesetzt, schildert trotzdem so trefflich die Seele der bodenständigen Gebirgler. Hier auf der Landgemeinde umwehte uns der Hauch der Vergangenheit, deren alte Verfassungsformen mit solcher Zähigkeit festgehalten werden, wenn auch die Erweiterung des Ringes — oder Umstandes, wie es ursprünglich heißt — und die Vielseitigkeit des modernen Staatslebens das überkommene Gehäuse zu sprengen drohen. Unter den Klängen des alten Landgemeindemarsches setzte sich der Zug punkt 12 Uhr von der Dorfkapelle aus in Bewegung; die Weibel in ihren malerischen Trachten, die Schweizer Offiziere und Soldaten, die von der Grenze hergeeilt waren, die deutschen Internierten, an der Spitze Herr Oberstleutnant Ritter, alle brachten Farbe in das Bild. Herr Landammann Dr. Ming eröffnete die ordentliche Tagung, die seit 1616 auf dem Landenberg stattfindet und zwar am letzten Sonntag des April, früher am St. Jörgentag. Er gab dem Oberwaldner-

volke, das in den Ring getreten war, in längerer Rede einen Überblick über die unruhigen Zeitläufte, weckte Verständnis für die schwierige Arbeit des Bundesrats, streifte die Notwendigkeit der Grenzbesetzung und intensiverer Volkswirtschaft und schloß mit dem echt staatsmännischen Wort, daß behutsame Pietät gegenüber den von den Vätern überkommenen Werten und Rechten mit dem Verständnis für die Forderungen der Gegenwart, insbesondere einer strafferen Zentralisation des Bundes sich paaren müsse. Auch des seligen Landesvaters im Ranft wurde gedacht, auf den das Oberwaldner Volk besonders stolz ist, da Klaus von der Flüe es war, der in schwerer Zeit als wahrer pater patriae die Eidgenossenschaft zusammenhielt und auch in diesem Jubiläumsjahr als Patron der inneren Geschlossenheit des Schweizervolkes waltete. Dann erstattete der Landsäckelmeister kurzen Bericht über die Finanzen des Kantons, worauf der Landammann Schwert und In-siegel dem souveränen Volke zurückgab. Ohne Widerspruch wurde Herr J. Businger zum neuen Landammann gewählt, nachdem die Geistlichkeit mit einem vortrefflich gesungenen „Veni creator spiritus“ den Segen des Himmels auf das neue Amtsjahr herabgefleht. Der abgetretene Landammann wurde zum Landstatthalter gewählt, als Ständerat wurde Herr Adalbert Wirs bestätigt, der einem Geschlechte angehört, das seit 1347 dem Lande tüchtige Staatsmänner geschenkt hat. Er ist ein gewiegter Parlamentarier, dessen klare, scharfe Stimme auch die Gleichgültigen zum Aufhorchen weckte. Daß er der Mann des Volkes ist, bewies der Beifall, der ihm aus dem Ring gesendet wurde. Nach der Wahl der Gerichtspersonen erfolgte die Vereidigung, ein feierliches Bekenntnis zu der meta-politischen Grundlage dieses katholischen Volksstaates. Nur ein Gesetzesentwurf stand zur Diskussion, dessen

Schicksal aber für den Eingeweihten schon entschieden war, ehe die Debatte begann. Die kantonsrätliche Vorlage betreffs fakultativer Einführung der Jagdpacht durch die Gemeinden rührte zu sehr an den alten Freiheitssinn des gemeinen Mannes. Eine sachliche Erörterung kam deshalb auch gar nicht zustande, zwei Redner schickten mit Schlagworten und einem Appell an die Freiheitsinstinkte der Masse die Vorlage „bachab“. Nach zwei-stündiger Tagung, die vom herrlichsten Wetter begünstigt war, ging's in's Rathaus von Sarnen, wo ein Festmahl stattfand, zu dem auch einige deutsche Offiziere geladen waren. In dem herrlichen Rathaussaal, von dessen Wänden die Gemälde der Landammänner herabgrüßen, die Imfeld, von Flüe, Wirz, Seiler u. a. wurde noch viel getoastet. Unter anderem stellte sich in humorvoller Ansprache der neue Kommandant des 47. Bataillons vor, das aus Oberwaldnern gebildet ist. Herr Oberstleutnant Ritter dankte für die Einladung und den Einblick in das schweizerische Verfassungsleben, der neue Landammann berührte die Geschichte des Landes in dieser sturmbewegten Zeit.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß es nur mehr sechs Landsgemeindekantone in der Schweiz gibt, und daß man auch in diesen bereits bemüht ist, die antiquarisch gewordene Tagung abzuschaffen. Die Geschichtsfreunde unter den Internierten, die vielleicht Näheres über die Landsgemeinden wissen möchten, seien auf das treffliche, bei Schulthess & Co. in Zürich erschienene Werk von Dr. Heinrich Ryffel „Die schweizerischen Landsgemeinden“ verwiesen. Viele wird es noch interessieren, daß Sarnen, der Kantonshauptort Obwaldens, durch seinen Kilchherrn Rost schon in der bekannten Manessischen Liederhandschrift vertreten ist.

Leutn. I. Minn.



Seine Kgl. Hoheit Prinz Alfons von Bayern* unter den deutschen Internierten der A.-S.-A.



Unser Kronprinz als Heerführer im Weltkriege.

Von Oberst Immanuel.

Kurz vor Weihnachten 1913 wurde unser Kronprinz von seiner Stellung als Kommandeur der 1. Leibhusaren abberufen. Mit fröhlicher Begeisterung, treuer Hingabe, ernstem Streben hatte er sein schönes Regiment geführt, stolz auf den Waffenruhm seiner Husaren aus allen Kriegen der preußischen Vergangenheit und getragen von dem Bewußtsein, daß er dieses erhabene Erbe zu verwalten habe. Es ist ihm auf das beste gelungen, ein inniges Band hatte sich um Kommandeur und Truppe geschlungen. An einem sonnigen Wintertage tummelte der Kronprinz zum letztenmal sein Regiment auf dem weiten Übungsfelde bei Danzig-Langfuhr angesichts der blauen Ostsee, der westpreußischen Waldberge und der vielgetürmten alten Hansestadt. Zum Schluß versammelte er das Regiment und verabschiedete sich von ihm mit einer warmherzigen Ansprache, die alle Zuhörer tief ergriffen hat. Er bedauerte, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, an der Spitze dieses Regiments ins Feld zu ziehen. Hieran knüpfte er die Erwartung, daß sich die Leibhusaren ihres Kriegsruhmes wert erweisen würden, wenn sie früher oder später einmal zur ersten Waffenentscheidung hinausgerufen werden sollten. Sie haben diese Worte eingelöst. Das alte Regiment unseres Kronprinzen hat sich auf allen Kriegsschauplätzen glänzend bewährt, wohin es auch seine Standarte trug.

Nur eine kurze Zeitspanne war unserem Kronprinzen gegeben, um sich nach der Abgabe seines Regiments im Großen Generalstab zu Berlin auf höhere Aufgaben vorzubereiten. Auch hier hat er mit der ihm innewohnenden Frische seine ganze Kraft darangesetzt, um sich auf die höhere und höchste Truppenführung vorzubereiten.

Als der Krieg kam, stellte der Kaiser und König seinen ältesten Sohn an die Spitze einer Armee. Er befolgte hierbei das Vorbild des Königs Wilhelm I. Auch der alte königliche Herr hatte bei Ausbruch der Kriege 1866 und 1870 seinen Sohn, „unsern Fritz“, mit der Führung einer Armee betraut. Noch heute lebt die volkstümliche Gestalt des Siegers von Königgrätz, Weißenburg, Wörth, Sedan im Gedächtnis des deutschen Volkes fort, gewissermaßen die Verkörperung eines königlichen Helden auf dem Schlachtfelde.

Unser Kronprinz übernahm die 5. Armee. Sie hatte die Aufgabe, sich in der Eifel zu sammeln und durch das Großherzogtum Luxemburg hindurch gegen die Maas unterhalb Verdun vorzudringen. Sie bildete somit den linken Flügel der großen Stoßgruppe, die im Norden der ostfranzösischen Sperrbefestigungen die Wucht des deutschen Angriffes nach Frankreich hineinbringen sollte. In eiligen Märschen unter der glühenden Augustsonne ging es über die Hochebenen der schluchtreichen Ardennen. Im Südostwinkel Belgiens stieß sie am 22. August auf die französische 3. Armee Ruffey, später Sarraill, die sich über Longwy gegen das nördliche Luxemburg im Vormarsch befand. In heftigen täglichen Kämpfen warf das kronprinzliche Heer in der Linie Virton—Muson—Audunle Roman die Vortruppen des Feindes zurück und schlug dessen Hauptkräfte am 25. August am Abschnitt des Chiers. Hierauf drang die Armee nach Frankreich ein, um die Maas in der Gegend von Stenay zu erreichen. Die französischen Grenzbefestigungen konnten der überwältigenden Kraft unserer schweren Artillerie nicht trotzen. Schon am 26. fiel die

Festung Longwy nach fünftägiger, am 28. der Sperrpunkt Montmédy nach kurzer Beschießung in die Hände der Sieger. So waren feste Stützpunkte gewonnen und die Eisenbahnverbindung von dem Rhein her durch Luxemburg im Rücken der 5. Armee sichergestellt.

In den ersten Septembertagen setzte der Kronprinz den Marsch über die Maas unterhalb Verdun fort. Der linke Flügel seiner Armee beobachtete die Festung Verdun auf der Nordfront und hielt zwischen Maas und Mosel Verbindung mit der 6. Armee Kronprinz Rupprecht von Bayern. Die Mitte und der rechte Flügel drangen in sehr anstrengenden Eilmärschen durch die Wälder und Schluchten der Argonnen vor und kamen bis in die Gegend zwischen Varennes und Clermont. Während sich die vier Armeen des deutschen rechten Flügels an der Marne schlugen, fiel unserem Kronprinzen die schwere Aufgabe zu, den rechten Flügel zu decken und die Vorstöße der Franzosen beiderseits der Maas zwischen Toul und Verdun abzuwehren. Es ist ihm im vollen Umfange gelungen, denn es glückte den Franzosen nicht, in dieser Gegend nennenswerte Fortschritte zu machen und, wie sie es beabsichtigt hatten, unsere Angriffsgruppe in der Ostflanke zu bedrohen. Bekanntlich sah sich unsere oberste Heeresleitung veranlaßt, die Marneschlacht am 9. September abzubrechen und in eine befestigte Stellung zurückzugehen.

Ende September 1914 beschrieb die Front der kronprinzlichen Armee eine Linie, die im Westen an der Aisne bei Servon begann und sich in einem flachen Bogen durch die Argonnen nach der Maas halbwegs zwischen Dun und Verdun hinzog. Auf dem östlichen Maasufer umspannte sie in weitem Halbkreis die Ostfront von Verdun durch die Woevre-Ebene. Von großer Bedeutung ist es gewesen, daß es den tapferen Bayern der 5. Armee gelungen ist, am 5. September das starke Sperrfort Camp des Romains zu nehmen. Hierdurch kam der wichtige Maasübergang bei St. Mihiel in die Hand der Deutschen. Wir besaßen somit einen vorzüglichen Stützpunkt an der Maas und einen Brückenkopf, der die Verbindung der Franzosen von Toul nach Verdun unterbrach. Alle Anstrengungen des Feindes, uns diesen Punkt wieder zu entreißen, scheiterten an der Tapferkeit und Zähigkeit der wackeren Kämpfer. Von St. Mihiel ostwärts verlief der Kampfabschnitt des Kronprinzen durch das Waldgelände zwischen Maas und Mosel, um an diesem Flusse beim Priesterwalde unterhalb Pont à Mousson zu enden.

Auch unserem Kronprinzen blieb die Geduldsprobe nicht erspart, alle Längen und Härten eines mühsamen Schützengrabenkrieges durchzukosten. Während des ganzen Kriegsjahres 1915 wurde im Abschnitt seiner Armee der Stellungskrieg mit äußerster Zähigkeit geführt. Da galt es für den Heerführer, die Stimmung der Truppen aufrecht zu erhalten und ihren Geist zu beleben. Wie dies unserem Kronprinzen gelungen ist, beweisen die glänzenden Kämpfe in den Argonnen von Juni und Juli 1915. In einem Gewir von Bergen, Waldesdickichten, Schluchten wurde Schritt um Schritt gerungen. Dem Feinde blieb nicht nur jeder Fortschritt versagt, sondern er mußte auch allmählich unter bedeutenden Opfern erhebliche Geländeteile räumen. Nicht minder lebhaft ging es beim Priesterwalde zu, der zum Schutze der Südfront von Metz von unseren Truppen mit außerordentlichem Geschick verteidigt wurde.

Endlich, im Februar 1916, schlug für den Kronprinzen und seine Armee die Stunde der befreienden Tat, auf die er so oft in zündenden Worten die Truppen hingewiesen hat. In gewaltigem Anlauf nahmen nach gründlichster Artillerievorbereitung unsere Kämpfer einen fast 20 Kilo-

meter breiten Geländestreifen vor Verdun auf dem östlichen Maasufer, der nach allen Regeln der Kunst ausgebaut worden war. Die mächtige Panzerfestung Douaumont wurde bereits am 26. Februar gestürmt, bald darauf die deutsche Linie von Osten her bis an den Höhenrand der Côtes Lorraines vorgeschoben. Dann griff der deutsche Ansturm auch auf das westliche Maasufer hinüber. Die beherrschende Höhe des Toten Mannes, später auch die Höhe 304 wurde genommen. Im Juni fiel die Panzerfestung Vaux, dann schob sich unser Vordringen wie eine eiserne Klammer näher und näher an den Mittelpunkt der Festung heran. Die Franzosen setzten ihre ganze Kraft zur Behauptung der Festung ein und scheuten auch nicht die schwersten Verluste, um sich in Gegenstößen Erleichterung zu verschaffen. Die Sommeschlachten im Sommer 1916 brachten es mit sich, daß ein Teil der von uns genommenen Stellungen vor Verdun, darunter auch die Panzerfestungen Vaux und Douaumont, freiwillig geräumt werden mußten. Aber der Geist des Kronprinzlichen Heeres blieb unerschüttert. Der Druck auf Verdun ließ nicht nach. Alle Vorstöße der Franzosen zersplitterten sich an der eisenfesten Haltung der 5. Armee. Wie eng das Band ist, das unseren Kronprinzen mit seinen Truppen verbindet, geht aus den Abschiedsworten hervor, die er Anfang September 1916 an das Alpenkorps richtete, als es aus dem Verband der 5. Armee ausschied und zu neuen Heldentaten in Rumänien berufen wurde. „Im Angriff entschlossen und kühn, in der Verteidigung zäh und unerschütterlich“, sagte damals der Kronprinz, „so hat sich das Korps unter seinem sieggewohnten Führer, Generalleutnant Krafft von Dellmensingen, geschlagen auf den Bergen und in den Schluchten der heißumstrittenen Höhen vor Verdun. Zu neuen Taten ruft Euch nun der Wille des Obersten Kriegsherrn. Ich weiß, das bedeutet für das Korps Mehrung des Ruhmes, den es sich in so reichem Maße erworben hat. Und doch, es wird mir schwer, euch ziehen zu lassen. Lebt wohl, Kameraden. Gott mit euch!“

Im Spätjahr 1916 erweiterte sich der Befehlsbereich unseres Kronprinzen nach beiden Seiten hin. Die Westfront wurde neu eingeteilt, wobei ihm der ganze Raum von der Oise durch die Champagne, Lothringen und die Vogesen zugewiesen wurde. Später fand eine neue Gliederung statt, die jetzt noch besteht und dem Kronprinzen die Heeresfront zwischen Oise und Mosel überwies.

Der große Vorstoß der Franzosen Mitte April 1917, der den linken Flügel unserer „Siegfriedstellung“ treffen und durchbrechen sollte, stieß somit gerade auf den von der Heeresfront Kronprinz gehaltenen wichtigen Abschnitt. Ungeheure Munitionsmassen und alle Mittel der Technik haben die Franzosen eingesetzt, um den Sturm von 60 Divisionen vorzubereiten. Unsere Stellung, schmiegsam und anpassungsfähig, wurde durchaus siegreich behauptet, denn auf einzelne vorgeschobene Punkte kann es in dem größten Ringen aller Zeiten nicht mehr ankommen. Unser Kaiser hat in seinem Dank an die Kronprinzen-Armee vom 21. April dieser Zuversicht Ausdruck gegeben. „Die Deinem Befehl unterstellten Truppen aller deutschen Stämme haben“, sagte der Kaiser, „in stahlhartem Willen und kraftvoll geführt, den großen französischen Durchbruch an der Aisne und in der Champagne zum Scheitern gebracht. Alle, die dort kämpfen und bluten, sollen wissen, daß ganz Deutschland ihrer Taten gedenkt und mit ihnen festen Willens ist, den Daseinskampf bis zum siegreichen Ende durchzuführen.“

So hat sich unser Kronprinz als Heerführer im Weltkriege unvergängliche Verdienste um das Vaterland erworben. Geduldig im Harren, stark im Vertrauen, wuchtig im Angriff, zugleich erfüllt von Fürsorge für die Truppen, ist er ein vorbildlicher Führer. Die ihm anvertraute Armee und Heeresfront hat alle ihre Aufgaben auf das Beste erfüllt und wird sie auch künftig bis zum siegreichen Ende lösen. Der Wahlspruch des Kronprinzen als Führer: „Die beste Verteidigung ist der Angriff, die sicherste Abwehr der Gegenstoß“, hat sich in vollem Umfange bei der Führung der Heere durch alle Schlachten und Wechselfälle des Krieges hindurch bewährt und wird auch künftig sich bestätigen.



Prof. Caspar René Gregory (Universität Leipzig) † am 10. April an der Westfront infolge tödlicher Verwundung. Eine eingehende Würdigung des gefallenen Helden und großen Lehrmeisters erfolgte bereits in Heft 32.

Die Kriegslage.

(Bis zum 13. Mai).

Die seit Monaten für alle Kriegsschauplätze angekündigte allgemeine Offensive der Ententemächte ist nunmehr in ihren zweiten Abschnitt eingetreten. Während bisher auf allen Fronten außer der französischen und denen auf dem asiatischen Nebentheater des Krieges von energischen Kriegshandlungen nichts zu bemerken war, haben seit dem 8. Mai große Kämpfe in Mazedonien begonnen, das heißt, gerade einen Monat später als auf der Westfront. Ob dies staffelförmige Einsetzen, das in gleicher Weise ja bereits hinsichtlich der englischen und französischen Angriffe bei Arras und an der Aisnefront zu beobachten war, dem gemeldeten gemeinsamen Kriegsplane des Zehnmächteverbandes entspricht oder ob gerade im Gegenteil aus ihm zu entnehmen ist, daß die Umstände einen gleichzeitigen Ansturm auf allen Fronten unmöglich gemacht haben, ist heute noch nicht zu übersehen. Sollten die Angreifer gehofft haben, daß ihre ungeheuren Anstrengungen in Frankreich innerhalb dieses Monats ein Abziehen von Truppen aus der Salonikifront verursachen und so dem General Sarrail leichtes Spiel schaffen würden, so haben sie sich, wie die Ereignisse zeigen, getäuscht. Und es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß ihrer eine gleiche Enttäuschung wartet, wenn etwa die Absicht dahin gehen sollte, nach einer weiteren Frist den dritten Akt des großen Frühjahrsdramas mit dem Hinzutreten Italiens zu den Anstürmenden einzuleiten.

Die gewaltigen Kämpfe auf dem französischen Boden sind auch nach dem 6. Mai weitergeführt worden, allerdings nicht mehr auf so großen zusammenhängenden Fronten wie in den im vorigen Bericht genannten acht Schlachten, sondern in zahlreichen Einzelgefechten von bald zunehmender bald abnehmender Heftigkeit, die aber

in ihren Grenzen nicht weniger mörderisch gewesen sind wie die Riesenschlachten. Dabei hat sich der Charakter der Kämpfe insofern geändert, als in dieser letzten Woche die Deutschen auf der ganzen Front viel häufiger die Angreifer gewesen sind als früher. So nahmen sie in dem nördlichen Abschnitt der englischen Linien am 8. Mai das

Dagegen war es den Engländern gelungen, bei Rœux an der Scarpe in der Richtung auf Douai einige Vorteile zu erringen. Im ganzen genommen steht hier überall der Kampf.

Mittlerweile scheint man in den Zwischenräumen zwischen der englischen und französischen Hauptangriffs-



Deutsche Fliegeraufnahme von Dover.

Dorf Fresnoy in sehr schweren Kämpfen wieder, wie Ententemeldungen meinen, infolge Verwendung eines neuen unsichtbaren Kampfgases und neuester moderner Geschütze, deren Reichweite von 30 km den englischen die Erwidern unmöglich gemacht hätte. Eine Bestätigung dieser Angaben von deutscher Seite liegt nicht vor. Mit ganz besonderer Erbitterung wurde fast ohne Unterbrechung um das Dorf Bullecourt im englischen Südabschnitt gekämpft, es wurde nach mehrfachem Hin und Her am 12. Mai durch ein preußisches Gardebataillon verteidigt.

front die schwere Artillerie allmählich heranzubringen; wenigstens deutet darauf das Häufigerwerden von Kämpfen in der Gegend von St. Quentin hin.

Der Gesamteindruck der Ereignisse der Berichtswoche an der West-Ost-Front ist der gleiche wie der von der englischen. Teilweise sehr heftige Kämpfe mit einzelnen Fortschritten bald für die eine, bald für die andere Partei, im Ganzen ein Stillstand in der Entwicklung. Die Franzosen sind allmählich bis zum oberen Rande der Hochfläche des „Damenweges“ heraufgekommen; am entgegengesetzten

durchschnittlich 200 m entfernten Nordrande liegen die Deutschen. Allerdings ist die französische Linie auf dem Ostflügel dieser „Damenweg“-Stellung bei Chevreux wieder etwas vorgeschoben, so daß die unmittelbar weiter östlich anschließende Senkung des Geländes planlich weite Entfernungen, nach Nordosten und Osten hin Aussichten auf eine Umfassung dieser Höhenstellung durch einen Durchbruch an der hier verlaufenden Straße Berry-au-Bac-Corbeny-Laon eröffnet. Indessen sind bis jetzt alle nach dieser Richtung unternommenen Anstrengungen der Franzosen vergeblich gewesen.

Das Gleiche gilt von den Versuchen östlich von Berry-au-Bac, also südlich der Aisne vorwärts zu kommen, um die Brimontstellung einzustreichen. Die kleinen Erfolge, die die Franzosen östlich von Reims im Nordwesten von Prosnès melden, können ebenfalls nichts an dem Eindruck ändern, daß eine Verbesserung der Lage zugunsten der Franzosen an keinem Punkte der Front eingetreten ist.

Auch in diesen letzten Kämpfen scheinen die Verluste der zum Teil neu herangezogenen Divisionen beträchtlich gewesen zu sein. Trotzdem ist mit einer hartnäckigen Fortsetzung der Angriffe von seiten der Engländer und Franzosen durchaus zu rechnen. Und wenn ein deutscher Kriegsberichterstatteur ausrechnen zu können glaubt, daß Nivelle höchstens noch 15 angriffsfähige Divisionen zur Verfügung gestellt werden könnten, so steht dem die Äußerung eines hochgestellten Franzosen gegenüber, daß man mit der gegenwärtigen Angriffstaktik vorläufig nicht zu brechen gedenke.

Die geringfügigen Unternehmungen, die von der russischen und rumänischen Front gemeldet werden, verschwinden gegenüber denen der Westfront in ihrer riesigen Ausdehnung so sehr, daß man von fast völliger Ruhe auf diesen Kriegsschauplätzen sprechen kann.

Die italienische Artillerie hat sich in den letzten Tagen auf der Isonzofront etwas bemerkbar gemacht; ob zur Vorbereitung der erwarteten zehnten Offensive, ist noch nicht zu erkennen.

Die Einzelheiten der Kämpfe größten Maßstabes an der mazedonischen Front zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Im ganzen betrachtet läßt sich ihr bisheriges Ergebnis als eine glänzende Abweisung der Sarrail'schen Angriffe bezeichnen. Diese begannen nach zweitägiger starker Artillerievorbereitung am 8. Mai und dehnten sich vom Gelände westlich des Prespa-Sees bis zum Doiran-See allerdings mit Lücken über eine Front von rund 200 km. aus. Sie waren am 13. Mai keineswegs abgeschlossen. An den Angriffen waren italienische, französische, russische, serbische, englische und auch griechisch-venizelistische Truppen beteiligt, mit anderen Worten, es war alles herangezogen, was dem kommandierenden General zur Verfügung steht. Der Stoß war wieder, wie schon die letzten

vorhergehenden, nach Norden gerichtet; eine Unterbrechung der Verbindung Konstantinopels mit den Mittelmächten in der Richtung Philippopol oder Adrianopol scheint demnach für aussichtslos oder aus politischen Gründen zunächst nicht erwägenswert zu gelten.

Aus Armenien vermehren sich die Nachrichten über allerlei Unbequemlichkeiten, die die persischen Kurden den Russen bereiten.

An der Dialah, dem Nebenfluß des Tigris in der Gegend von Bagdad, sind die Russen etwas weiter nach Norden gedrungen.

Bei Gaza ist die Lage unverändert.

Die mittlerweile herausgekommene deutsche amtliche Meldung über die Fliegerkämpfe im April weist den Gegnern 302 Flugzeug- und 29 Fesselballonverluste zu; die der Deutschen werden mit 74 Flugzeugen und 10 Fesselballons angegeben.

Zur See haben wieder einige kleinere Ereignisse stattgefunden, bei denen die Engländer einige Schäden erlitten. Diese haben ihrerseits Brücke und Zeebrücke angegriffen, wahrscheinlich, weil die englische Presse dazu gedrängt hat. Die Ergebnisse des deutschen U-Bootskrieges im April werden wahrscheinlich 1100.00 Tonnen erreicht haben, wie aus einer Äußerung eines Abgeordneten im Hauptausschuß des Reichstages zu entnehmen ist.

Eine kürzlich erschienene Zusammenstellung der am 1. Februar in deutscher Gefangenschaft befindlichen Gegner gibt folgende Zahlen:

In Deutschland: 360837 französische Mannschaften, 6287 französische Offiziere; 1202782 russische Mannschaften und 9223 Offiziere; 41777 Belgier, dazu 658 Offiziere; 32025 Engländer und 1104 Offiziere; 9955 Rumänen und 202 Offiziere und 25879 Serben; zusammen 17474 Offiziere und 1673257 Mannschaften, alles in allem 1690731 Gefangene. Dazu kommen in Österreich-Ungarn 1083761 Mannschaften und 8294 Offiziere, in Bulgarien 66434 Mannschaften und 1148 Offiziere und in der Türkei 23199 Mannschaften und 704 Offiziere. Gesamtzahl 2874272 Gefangene, darunter 27620 Offiziere. Sie verteilen sich auf die einzelnen Nationalitäten des Zehnmächteverbandes wie folgt:

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Russen	14230	2066469	2080699
Franzosen	6329	362278	368607
Engländer	1706	43535	45241
Italiener	2334	95783	98117
Belgier	658	41779	42437
Rumänen	1536	77497	79033
Serben	896	153734	154630
Montenegriner	31	5576	5607

Die Anzahl der gefangenen Deutschen hat zu derselben Zeit etwa 300000 betragen, die der Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken ist uns nicht bekannt.



Abschied!

Schnell, Bruder, das Ränzel geschnüret!
Zum Wandern die Sonne lacht.
Und draußen ringsum verspüret
Man nahenden Lenzes Pracht.

Die Fiedel nimm in die Hände,
Zu spielen ein Abschiedslied,
Zu besingen die gastlichen Wände,
Wie schwer aus ihnen man zieht.

In Euren Augen, den blauen,
Frau Wirtin, ein Tränlein blinkt.
Ihr durftet dem Burschen nicht trauen,
Der frei wie der Vogel singt.

Denn wenn die lauen Winde
Durchbrausen Wald und Feld,
Dann raunet manch alte Linde:
„Hinaus in die blühende Welt!“

Und freudig folgt er dem Worte.
Wie sehr auch die Liebste weint,

Ihn treibt's hinaus aus der Pforte,
Sobald der Frühling erscheint.

Habt Dank für manch festliche Stunde,
Für der Auglein lieblichen Blick.
Und seid nicht traurig der Kunde,
Daß ich nimmer kehre zurück.

Lebt wohl und gedenket meiner!
Doch trocknet die Tränen ab.
Gelebte Stunden raubt keiner:
Ich danke Euch bis an mein Grab!

Nun, Bruder, streiche die Fiedel,
Es will mir zerbrechen mein Herz,
Und sing ein fröhliches Liedel
Sonst sterb' ich am Abschiedsschmerz.

„Frisch auf! Dein Ränzel geschnürt!
Zum Wandern die Sonne lacht;
Denn ringsum überall spüret
Man nahenden Lenzes Pracht.“

Erich Lange.

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

(Fortsetzung.)

„Sprich dich lieber einmal aus, meinestwegen mit einem älteren Kameraden. Vielleicht kann er dir einen Rat geben, wie du der unheimlichen Geschichte ein Ende machen kannst. Ein Verhältnis, wie es zwischen euch besteht, ist unter Offizieren noch nicht dagewesen. Dabei sieht ein blindes Waisenmädchen, daß ihr nahe Verwandte sein müßt. Für mich ist natürlich das Rätsel am unergründlichsten, weil du mir auf der Reise nach Flensburg erzähltest, der damalige Korvettenkapitän wäre der Bruder deines Vaters. Vier Wochen später nahmst du mich beiseite, um mir ausdrücklich zu sagen, Korvettenkapitän Barenheim sei nur dein Namensvetter, und du wolltest um jeden Preis vermeiden, ihn kennen zu lernen.“

Barenheim legte Messer und Gabel nieder, wischte den Mund, trank einen Schluck Wein und kratzte nachdenklich mit dem Zeigefinger am Stiel des Glases:

„Unheimlich ist es auch mir, Heydebreeg, namentlich da er — unter uns — wirklich mein Onkel ist. Aber, wie ich, weicht er Fragen nach der Verwandtschaft aus oder sagt, wir wären Namensvettern. Aufklärung kann ich dir nicht geben. Ich weiß nur, daß mein Vater und der Admiral einen Zwist hatten und seither in der bittersten aller Fehden, in Bruderfehde, leben. Über die Ursache kann ich vom Vater nichts erfahren, weil in seinem Hause des Bruders Name nicht fallen darf. Erst in der Marine hörte ich überhaupt, daß sie als junge Offiziere gleichzeitig in Danzig standen. Dort dürfte der Zwist begonnen haben. Als ich eintrat, gab mir mein Vater Grüße an zwei ihm bekannte Seeoffiziere, aber nicht für den Onkel mit. Andreerseits verbot er mir nicht, mit ihm zu verkehren, denn er ist für ihn Luft — einfach Luft. Dann sah ich den Kapitän Barenheim in Flensburg und fühlte wohl, daß es schicklich sei, mich ihm vorzustellen oder mich bei ihm zu melden. Aus Schüchternheit unterließ ich es. Da gab er mir den ersten kalten, harten Blick. Es ist möglich, daß er von vornherein den Groll gegen meinen Vater auf den Sohn übertragen wollte, aber er mag auch geglaubt haben, ich hielte mich auf Befehl des Vaters zurück, um einen Verkehr unmöglich zu machen. Jedenfalls hörte ich ihn nun auf eine Frage des Direktors antworten: „Allerdings ein Namensvetter, wie ich höre, aber wir haben uns nie gesehen!“ Seither spreche auch ich von ihm als einem unbekanntem Namensvetter.“

Ein Läufer hielt die Lippen gegen des Sprechenden Ohr:

„Der Erste Offizier erlaubt sich!“

Barenheim trank und blickte noch nach dem Korvettenkapitän, als hinter dessen Sitz wieder einmal einer der Meldungen bringenden oder Weisungen holenden Matrosen vom Dezemberwehen mit einem Hauch eisiger Luft durch die Tür in die Messe gedrückt wurde. I. O.

unterbrach das Gespräch mit den Nachbarn, aber hielt beim Lesen der ihm gereichten Meldung — wohl nach alltäglicher Gewohnheit — das Lächeln fest, um nach der Unterbrechung verbindlich wie vorher plaudern zu können. Doch jetzt hob er die Augen zum Katzentisch und rief:

„Geht auch Sie an, Kapitänleutnant Barenheim.“

Barenheim lehnte in Erwartung den Rücken gegen den Stuhl, bis der Läufer ihm das Papierblatt brachte. Mit Bleistift hatte der Kommandant des „Burggraf“ seinem Ersten Offizier geschrieben: „4⁵⁰ seeklar zur Fahrt nach Hamburg. Vorher empfängt „S 444“ Depeschenbeutel für Cuxhaven.“

Auch dem Freund reichte er das Blatt.

„Das dürfte für mich des Jahres letzte Fahrt auf der Nordsee sein, und wenn ich am Sonnabend meinen Weihnachtsurlaub antrete, mache ich hoffentlich auch die letzte Reise nach Remilly.“

„Also ist dein Herr Vater zum Brigadekommandeur heran?“

„Nachdem nächsten Manöver müßte er General werden. Hoffentlich schicken sie ihn in eine große Stadt, nachdem er ein Regiment in dem lothringischen Dorf geführt hat. Die gute Mama würde sich freuen, und dem alten Herrn wünsche ich den General namentlich, weil der kaum ältere Bruder schon seit einem Jahre Admiral ist.“

Die grauen Augen wurden warm, während er von den Eltern sprach. Das vierkantige Gesicht erhellte Freude, aber auch Stolz. War der Vater doch bald preussischer General!

Und — Heydebreeg zögerte, aber wagte doch mit dem Recht des Freundes die Frage: „Wie wird das mit“ —

Der andere unterbrach gutgelaunt:

„Wenn es sich um mich handelt, ist dir Diskretion niemals Ehrensache, Heyde, aber darfst auch darauf verzichten. Stoß an!“

Er hob das Glas: „Mein Gretel soll leben! Und mit dem Kapitänleutnant wird sie sich hoffentlich verloben dürfen, obwohl die Mutter ihr Kind nicht einem Torpedobootskommandanten geben wollte. Zum 1. April muß ich auf ein großes Schiff kommen, und dann gibt es eine Hochzeit, wie du sie noch nicht erlebt hast. Nein danke! Keine Flasche mehr!“

„Wenn du am Sonnabend über Hamburg fährst, könnten wir uns treffen.“

„Abgemacht! Ich bleibe über Nacht, um am Sonntag früh bis Frankfurt zu reisen. Vater wünscht, daß ich dort seinem Vetter, dem Onkel aus Amerika, Besuch mache.“

„Mahlzeit, meine Herren!“ rief der Erste Offizier.

Die Herren hoben sich zu kurzer Verbeugung aus den Stühlen, aber viele saßen gleich wieder nieder. Während die Ordonnanzen Lichter auf den Tisch stellten, nahm Heydebreeg das Gespräch auf: „Den Onkel aus Amerika kennst du auch nicht?“

„Nein, aber daran ist nichts Wunderliches oder Unheimliches. Er war in jungen Jahren Vizekonsul in Denver in Kolorado, blieb dort hängen, nahm mit dem Titel Konsul den Abschied und machte sein Glück. Als Prinz Heinrich die Vereinigten Staaten besuchte, bekam er sogar noch das Recht, sich Generalkonsul zu nennen. Über das Wasser ist er nicht wieder gefahren, bis er unlängst mit seiner Familie nach Frankfurt am Main übersiedelte. Darum haben wir nie von ihm gehört, aber es ist nichts vorgefallen, wie mit dem Admiral, der — ich kann mir nicht helfen — irgend etwas verbrochen haben muß.“

„Das ist eine Schrulle, und keine schöne, Bara. Auf die Gefahr, dein Mißfallen zu erregen, sage ich nochmals, daß ich für deinen sogenannten Namensvetter die Hand ins Feuer legen möchte. Habe auch unter ihm gestanden, und wenn er mich auf einer der Zillen, die unter den Fenstern von Vaters Oberförsterei auf der Warthe fahren, in einen feindlichen Hafen schickte, würde ich nicht nur fahren, Barenheim, sondern auch nehmen, was er mir zu bringen befohlen hat.“

„Das will ich dir glauben. Als Führer versteht er, Vertrauen ohne Grenzen zu wecken, und sogar ich habe ihn als unseren Chef manchmal bewundert. Lebte er doch nach dem Unfall von „U 36“ für drei Wochen — als Admiral — eigentlich unter Wasser, bis er ausbaldowert hatte, wie das

Unglück geschehen war. Strapazen oder Gefahren gibt es für ihn nicht. Ich glaube kaum, daß er je bei einer riskanten Probe- oder Versuchsfahrt in seinem Befehlsbereich gefehlt hat, und auf einem Torpedoboot bei schwerer See von Kiel nach Wehhaven um Skagen zu schunkeln, scheint ihm Erholung zu sein. Er raucht, futtert und trinkt in einem Wetter, das jüngere Körper zur Einstellung aller Funktionen des menschlichen Organismus zwingt. Also der Seemann und Soldat hat meine volle Hochachtung, aber dem Menschen traue ich nicht, und du wirst erleben, daß er sich noch einmal rächt und mir das Genick bricht.“

Heydebreeg hob die Schultern in nachsichtiger Enttäuschung. Wenn der Freund vom Admiral sprach, schien er den Verstand zu verlieren: „Du warst immer ein Schwarzseher!“

„Und habe es noch nie beklagt, Heydebreeg. Wenn ich mir das Morgen schwarz male, wie der Himmel über der Nordsee um die jetzige Jahreszeit gewöhnlich ist, und es folgt dann noch einmal ein Tag, an dem ich nicht nur von neun früh bis halb vier nachmittags gerade eben lesen kann, sondern an dem, wie heute, die Sonne scheint, bietet er mir mehr Freude als den Lichtsehern.“

Wieder fuhr ein kalter Windstoß durch die geöffnete Tür hinter dem Tischaltären. Den ersten Admiralstabs-offizier des Geschwaderchefs quetschte das Wehen hindurch. Er wollte etwas rufen, aber besann sich und verbeugte sich gegen den Herrn und Gebieter der Messe. I. O. hörte und rief laut: „Die beförderten Herren zur Meldung bei Majestät!“

(Fortsetzung folgt.)

Josef Haydn.

Die Bedeutung Josef Haydns, der am 31. März 1732 in Rohrau (Niederösterreich) geboren wurde und am 31. Mai 1809 in Wien starb, liegt vor allem auf dem Gebiete der Instrumentalmusik. Orchestersymphonie und Streichquartett verdanken ihm seine Ausbildung durch die Kunst thematischer Arbeit, die aus einem unscheinbaren Motivkern die reichsten musikalischen Gebilde entstehen läßt. Der geradezu unglaublich fruchtbare Komponist (er schuf 125 Symphonien und 77 Quartette) verdankt jedoch einen großen Teil seiner Popularität den beiden Chorwerken: „Die Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“.

Aus dem Leben Josef Haydns erzählt Gustav Thomälius im „Daheim“ (Verlag Velhagen & Klasing) folgende zwei Episoden:

Unschlüssigen Ganges und mit kummervoll gesenktem Haupte irrte an einem Novemberabend des Jahres 1750 ein junger Mensch durch die Straßen Wiens. Es fröstelte ihn in den dünnen, abgetragenen Kleidern, durch die der feuchte kalte Nebel drang. Er war obdachlos und schon seit Nachmittag auf den Beinen. Nun wurde es finster und im trübseligen Lichte der Öllaternen nahm alles ein melancholisches Aussehen an. Nur die Vergnügungslöcher erstrahlten in festlich hellem Kerzenschein und vorübergehend flammte die blutrote Glut von Fackeln auf, die den vornehmen Besuchern der Theater auf dem Heimweg leuchteten.

Allmählich erstarb das Leben der genußfrohen Kaiserstadt völlig, und was sich Lebendiges noch regte, gehörte ihrer Kehrseite an: Betrunkene, die längs der Mauer hintaumelten, scheu dahinhuschende Gestalten, die im Schutze der Nacht auf Verbrecherwegen waren. Durch die herrschende Stille tönte zuweilen der gleichmäßige Schritt der Rumerwache, der die Sicherheit der schlummernden Residenz anvertraut war.

Ruhelos durchwanderte der Obdachlose noch immer die Straßen und Gassen, aus einem Stadtteil in den anderen, oft aus schützenden Winkeln aufgeschreckt durch die nahenden Schritte der Nachtronde und vor ihr sich flüchtend, um nicht auch wie jene lichtscheuen Schleicher verdächtig zu erscheinen. . . . Am mond- und sternenlosen Himmel jagten schwarze Wolken dahin, schwarz wie des Nachtwanderers Zukunft, die seine Gedanken unablässig qualvoll beschäftigte, daß er darüber zeitweilig Hunger und Frost vergaß. Ohne selbst zu wissen, wie er her-

gekommen, fand er sich plötzlich auf einem der mit Bäumen bepflanzten Wälle, die den inneren Teil der Stadt umgaben. Hier ließ er sich auf eine Bank fallen und, zu Tode ermattet, schlief er ein, denn die Natur verlangte endlich gebieterisch ihr Recht. Oft erwachte er wieder, von Schauern geschüttelt, und mit ihm erwachte auch die ganze Welt seiner marternden Sorgen, die sich in Halbträumen verloren, wenn ihm das müde Haupt von neuem schwer auf die Brust fiel. In solch wechselndem Zustande verbrachte er die Stunden, bis der Gott der Träume sich mitleidig seiner erbarmte und ihn in einen lichtstrahlenden Saal versetzte, wo an langen Tafeln geschmaust wurde. Eben winkte ihn der freundliche Gastgeber zu sich und forderte ihn auf, sich die Taschen mit Konfekt zu füllen, das sich in einer kostbaren silbernen Schale auftürmte, als er durch ein Rütteln an seiner Schulter dem süßen Trugbilde entrissen wurde.

Es war früher Morgen.

„Haydn! Bist du es denn wirklich?“ rief jemand, der vor ihm stand.

Der Gerufene mußte sich erst eine Weile die verschlafenen Augen reiben.

„Spangler!“ sagte er in einem Ton, in dem mehr angenehme Überraschung als Beschämung lag.

„Wie kommst du hierher, Sepperl, und wie übernächtigt siehst du aus! Als hättest du die ganze Nacht bei einer Tafelmusik mitgewirkt.“ „Geträumt habe ich eben davon, aber mit den Tafelmusiken ist's vorbei und auch wohl mit dem Singen. Bis gestern Nachmittag war ich noch Kapellknabe in der Stephanskantorei. Jetzt bin ich ein obdachloser Vagabund ohne einen Kreuzer in der Tasche, und diese Bank hier war mein Nachtquartier.“

„Maria und Joseph!“ rief Spangler. „Wie ist denn das zugegangen?“

„Reutter hat mich davongejagt.“

„Davongejagt? Dich, mit deinem hellen biegsamen Sopran, der es mit mancher Primadonna aufnehmen könnte?“

„Weißt du, Spangler,“ sagte Haydn mit einem trüben Lächeln, „es ist mir ähnlich ergangen wie dir. Wenn ein Sängerknabe einen Bart bekommt, was andere nicht erwarten können, quakt er wie ein Frosch, und es ist eine sehr ungewisse Sache, ob daraus wieder eine Nachtigall wird. Reutter hat darauf nicht warten wollen.“

Spangler nickte. „Ich verstehe. Ja, der Reutter, der Reutter! Der fragt den Kuckuck danach, was aus einem Sängerknaben wird, wenn er das dreigestrichene F nicht mehr herausbringt.“

„Seit Ihre Majestät, die Kaiserin, nach einer Aufführung im Dome zu Reutter gesagt hat, mit meiner Stimme gehe es zu Ende, ich krähe ja wie ein Hahn, scheint er nur auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, den unnützen Schüler und Esser los zu werden. Und da hat mich denn wieder einmal der Teufel geritten. . . . O, ich könnte mir gleich den Kopf einrennen!“

Haydn schlug sich in bitterem Unmut vor die Stirn. Spangler aber konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er kannte das übersprudelnd heitere Temperament seines jungen Freundes, der jederzeit zu Neckereien und losen Streichen aufgelegt war, und seine Vermutung, daß die Schelmenkappe an dem Unheil nicht unbeteiligt war, wurde durch Haydns Mitteilung bestätigt.

Das häusliche Inventar der Kantorei war gestern durch eine neue Papierschere ergänzt worden, nachdem die alte schon längst den Dienst versagt hatte. Haydn hatte seine kindische Freude an der Schärfe des Instruments, das fast von selbst schnitt, probierte es an den verschiedensten Gegenständen, die einen kleinen Schaden ertragen konnten, und trug es den ganzen Tag bei sich. Während der Unterrichtsstunde beschäftigte ihn lebhaft die Frage, ob die Schere wohl auch dem außerordentlich dicken Zopfe des vor ihm sitzenden Mitschülers gefährlich werden könnte. Wie von tausend Magneten angezogen, setzte er die Schere an, schnitt zu — und da fiel auch schon das schöne goldblonde Geflecht wie vom Beil des Scharfrichters gefällt herab. Der bisherige Besitzer griff sich rasch an den Hinterkopf und brach in ein jämmerliches Geheul aus. Reutter übte prompte Justiz. Er verurteilte den Zopf-

abschneider zu einem Dutzend Stockschlägen auf die flache Hand. Der achtzehnjährige Jüngling wollte jede andere Buße auf sich nehmen, ja lieber aus dem Kapelldienst ausscheiden, als sich einer so entehrenden Strafe unterwerfen. Aber Reutter bestand auf beidem. Haydn bekam seine Prügel und dann wurde er fortgejagt.

(Schluß folgt.)

Ein Zürcher Märchen.

Von Ernst Zahn.

(Schluß.)

Es war übrigens ein wunderbares Sprechen bei allen, nur wie ein ganz leises, kurzes, feines Tönen gedämpfter Saiten.

„Es müßte also so angestellt werden, daß die Vefa über etwas ganz Außergewöhnliches zu staunen hätte. Der Riese da müßte dieses Besondere tun, und wenn dann das Bewunderungstörlein der Vefa aufginge, könnte das Fräulein Liebe hindurchschlüpfen und ungestört nach der Schwester suchen.“

So sprach der Landammann.

Und plötzlich blitzte es wie ein Lichtstrahl im Kreise, und da stand Prinz Marzipan in seinem glänzenden Kleidchen vor dem Vorsitzenden und sagte, indem er das Federbrett schwang: „Ich weiß etwas.“

In einer kühnen und schwungvollen Rede, die an einem Aristokraten seltsam berührte, führte er darauf aus, er und die hinter ihm ständen, seien alle Brüder, und nach dieser sozialdemokratischen Einleitung bürgte er dafür, daß diese Bruderschaft das Wunder vollbringen werde, das auf die Riesin Vefa Eindruck machen sollte. „Jedes von uns wird in ein Gebäck des Riesen da schlüpfen,“ erklärte er. „Dieses Gebäck muß so neu und fein und mundhaft werden, daß nicht nur der Vefa, sondern der ganzen Stadt darob das Wasser im Munde zusammenläuft. Es muß etwas sein, was noch nie da war.“

„Man muß ihm einen zügigen Namen geben,“ sagte einer von den Gedanken.

„Ich schlage vor „Liebesplätzchen“, rief ein zweiter.

„Herzschlüssel“, rief ein dritter.

„Leckerli“, schlug ein vierter vor.

„Halt“, unterbrach der Landammann, „Leckerli, das gefällt mir. Das klingt lecker.“

Und er stimmte gleich ab, und alle die kleinen Hände fuhren für den Namen Leckerli in die Höhe, daß es nur so rauschte.

„Ich wollen aben eines ganz für mick“, sagte hier der Schokoladenmohr in schlechtem Deutsch; denn er kam aus einer Kolonie weit überm Meer.

„Selbstverständlich will auch ich eines allein haben“, bemerkte Prinz Marzipan mit erwachendem Stolz.

Aber die Haselnuß- und die Mandelmännchen riefen, sie wollten immer mehrere miteinander in ein solches Leckerli schlüpfen.

Die Zuckerherrchen und die Mehltdölein regten sich jedoch mächtig auf: „Wir begehren überall einen Anteil“, schrien sie.

Und da sie sehr in der Überzahl waren, setzten sie es in der Abstimmung durch, daß ihrem Begehren entsprochen wurde, während den kleinen Gesellen aus den Marmeladetöpfen nur für einen Teil des Backwerks die Zugehörigkeit bewilligt wurde.

Dafür bekamen die Feuerteufelchen wieder die Befugnis, an der Vollendung des ganzen Gebäcks mitzuwirken.

Eine Weile rieten und redeten sie noch hin und her und kamen zu einem so guten Ende, daß dem trauernden kleinen Fräulein der schwarze Schleier vom Kopfe glitt, das Köpfchen selbst sich gleich einer Blume, die Tau erfrischt, erhob und ein ganz glückliches und hoffnungsfrohes Lächeln über die feinen Züge glitt. Der Landammann lächelte ihr ebenfalls mit zurückhaltender Ermunterung zu und schloß dann die Versammlung, indem er die Teilnehmer jeden ernstlich ermahnte, ehrsam wieder zu seinen Penaten zurückzukehren. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und verschwand mit seinen Räten, den

Herren Gedanken, in feierlichem Zuge, wie sie gekommen, wieder in dem braunen Haarwalde Hans Kollers. Noch schneller aber, ja mit einem ganz übermütigen Hupfer war das Fräulein Liebe unter Hansens Brusttasche geschlüpft.

Da krabbelte auch das übrige kleine Volk vom Tisch. Ein paar Augenblicke noch war ein Geräusch wie von fliehenden Mäusen. Dann war die Backstube wieder so leer und verlassen wie vorher.

Ein paar Beinlein, die in einem Sacke oder Topfe verschwinden wollten, baumelten eben noch da und dort in der Luft, da erwachte Hans Koller. Er hob den Kopf und strich sich mit der Hand über die Stirn gleich einem, der nicht klar denken kann. Mit halbawachen Augen sah er noch die Baugelbeinchen über Töpfen und Säcken. Das Wunder weckte ihn völlig, aber als er nun wirklich vom Stuhl aufuhr und einen entschlossenen Schritt in der Richtung tat, in welcher er die beweglichen kleinen Gliedmaßen glaubte gesehen zu haben, da war alles vorbei, alles ganz, ganz still.

Hans stellte sich selbst zur Rede wie ein Mann und schalt sich, daß er zu ungewohnter Stunde auf dem Stuhl da geschlafen und geträumt hatte. Geträumt? Wieder legte er die Hand an die Stirn. Sonderbar! Da stach ihn etwas im Herzen, und er sah wieder die Wirklichkeit, wußte, daß die Vefa am Abend dagewesen und daß die beiden Kameraden Georg und Konrad —

Aber — sapperment — der Traum — ei, das war doch — hm — das war doch wie ein Einfall — wie ein Fingerzeig!

Hans strich sich mit allen fünf Fingern durchs Haar, reckte sich, streckte sich und war auf einmal ganz munter. Er schritt auf die Schokoladenbüchse zu, kramte im Zucker, im Mehl, schöpfte Löffel voll Eingemachtes, kurz, er begann mitten in der Nacht ein Arbeiten, als ob es frühmorgens sei und er eben aufgestanden, um sein Tagwerk zu beginnen. Er wog und mischte, er machte Feuer und buk und formte. Als der Geselle einige Stunden später herunter kam, um, wie gewohnt, die erste Arbeit zu tun, fand er den jungen Meister in voller Tätigkeit. Etwas blaß sah dieser wohl aus, aber in seinen schönen braunen Augen lag ein viel mutigeres und klugeres Licht als am Vorabend.

„Ich habe da etwas Neues versucht“, erklärte er dem Gesellen und nahm einen Schub Backwerk aus dem Ofen.

Da lag es auf dem großen schwarzen Blech in Reih' und Glied, schöne viereckige Teigplätzchen, schwarze, die von Schokolade waren, weiße von Marzipan, haselnußgraue und rote, mit Eingemachtem durchsetzt.

Er ließ den Arbeiter kosten.

„Hei, wie lecker!“ sagte der.

„Gerade darum will ich sie Leckerli heißen“, sagte der junge Meister, und dann erzählte er, daß er das Gebäck als Gutjahrleckerli in den Handel zu bringen gedenke, und er wolle eine Probe der Frau Stadtsäckelmeister zum Präsent machen, die so viele Paten habe und sicher ihren Gefallen daran finden werde. Als der Tag — und es war ein schöner, heiterer Wintertag — in das Haus zum Tännli lugte, stand Hans Koller in seinem Laden, und es würde kein Mensch ihm angesehen haben, daß er die Nacht nicht in seinem Bett gewesen. Sobald es anging, lief er zu einem Freunde, der eine Druckerei besaß, und bestellte da ein Einwickelpapier, das in zierlicher farbiger Aufschrift seine Firma und den Namen Zürcher Gutjahrleckerli tragen sollte. So eilig hatte er es, daß er nicht nachgab, bis der Freund ihm versprach, das Papier schon am nächsten Tage zu liefern.

III

Und nun endet das Märlein, nicht wie ein solches, sondern wie eine wahre Geschichte, die meinestwegen heute noch sich ereignen könnte.

Als am folgenden Tage Vefa sich wieder in der Spiegelgasse zeigte, winkte Hansens Mutter, welche am Schiebfensterchen saß, ihr, die hatte vorbeigehen wollen, mit geheimnisvollem Wesen herein. Wie gerufen trat Hans

gleichzeitig aus der Backstube, hatte gleich einem, dessen Selbstbewußtsein erwacht ist, eine ganz sichere und ruhige Art und reichte der Vefa ein schönes, mit rotem seidenem Bändchen zierlich umwundenes Paket, das er sie der Frau Säckelmeister mit einer höflichen Empfehlung abzugeben bat.

„Damit Sie aber auch wissen, Jungfer Vefa, um was es sich handelt, so erweisen Sie mir die Gefälligkeit, zu kosten“, sagte er.

Er tat ihr auch dar, was es mit dem Backwerk für eine Bewandnis haben sollte, und steckte ihr mehrere süße Stücke zu, in deren eines sie sogleich keck die weißen starken Zähne schlug.

Ein angenehmes Erröten ging über ihr Gesicht, und sie rühmte mehr noch im Stillen ihres Herzens als mit Worten den guten und eigenartigen Gedanken, den der Meister gehabt hatte.

Ging sie so schon mit einer kleinen Bresche in ihrer Brust hinweg, so wollte es der Zufall, daß die Frau Stadtsäckelmeisterin selbst mit ein paar Worten ungewollt ihr ein noch größeres Loch in ihre Herzensburg schoß. Die hagere alte, steife, graue Schmachlocken tragende Dame nämlich fand an der Idee Hans Kollers die größte Freude, weil sie sich dadurch in die Möglichkeit versetzt sah, ihre Patengeschenke in diesem Jahre durch eine Beigabe so auszustatten, wie es in der Stadt noch ganz ungewohnt war. Sie rühmte also zunächst im Beisein Vefas Hansens Gebäck, kam dann aber auch auf diesen selbst zu sprechen, indem sie sagte: „Ja, das ist stadtbekannt, der junge Koller ist ein tüchtiger Mensch und dazu so eingezogen und arbeitsam, der wird es noch weit bringen“.

Vefa hörte dieses Urteil von so hochgestellter Seite mit willigen Ohren. Bald aber bekam sie Gelegenheit, zu sehen, daß ihre Herrin nicht unrecht gehabt. Sie selbst hatte in den nächsten Tagen im Auftrag der Frau Heß eine Menge Gänge zu machen. Sie trug dabei die sauberste weiße Schürze und ein Strohkörbchen, zierlich mit einer gehäkelten weißen Decke überdeckt. Das war das Patengeschenk- oder Gutjahrkörbchen der Frau Stadtsäckelmeisterin, und jedesmal lag unter der Decke und über den übrigen Gaben eines von Hans Kollers Backwerkpaketen. Zu allen 20 Paten der Frau Säckelmeisterin führte Vefa nach und nach der Weg. Mehr als einmal bekam sie das Lob des jungen Meisters zu hören.

Bald konnte sie auch nicht umhin, zu gewahren, wie Hansens Kundschaft wuchs und sein Ruhm sich ausbreitete. Über die Weihnachtstage fand sie ein Gedränge ohnegleichen in dem kleinen Laden, während die Geschäftsräume von Hansens Nachbarn und Kameraden recht leer standen.

Was dann im neuen Jahre geschah, ist nicht bis ans Ende verfolgt worden. Gewiß ist jedoch, daß schon im ersten Monate dieses Jahres Georg Stadelmann und Konrad Graf die Eifersüchtigen waren und daß sie zu solchen Gefühlen mehr Recht hatten als vorher Hans Koller, denn zwischen diesem und seiner Mutter einerseits und Stadtsäckelmeisters Vefa andererseits entwickelte sich immer mehr eine Freundschaft und Vertraulichkeit, die mit Sicherheit annehmen ließen, es backe sich da etwas zusammen nicht nur für ein Gutjahr, sondern für ein gut Leben.

Bücherschau.

Französische Kunst. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. Besprochen von H. Goos, Davos.

Mitten in den Anstrengungen und Entbehrungen des Krieges erfreuen und erfrischen sich die Kunstfreunde unter unseren Feldgrauen an den Kunstschätzen der Feinde. Ohne Voreingenommenheit vertiefen sie sich hinein und studieren mit deutscher Gründlichkeit Kunst und Menschen. Was ihnen aber in friedlichen Stunden das Herz mit Freude am Schönen erfüllt, das wollen sie auch uns in der Heimat und im neutralen Lande zugänglich machen und planen, in dem gemeinsamen Zusammenwirken künstlerischer Kräfte französische Kunst zu veröffentlichen in deutschen Werken.

Der erste Teil dieses künstlerischen Unternehmens ist kurz vor der großen Rückzugsbewegung unserer Armeen in der Korpsverlagsbuchhandlung in Bapaume erschienen und im Buchhandel durch den Piper'schen Verlag in München zu beziehen. Er ist dem König von Württemberg gewidmet und einer solch hohen Gönnerschaft wohl wert: ein großer, fein ausgestatteter Band mit 89 technisch und künstlerisch vollendet wiedergegebenen Nachbildungen der Werke des französischen Malers La Tour, die sich in der Heimatstadt des Künstlers, im Museum zu St. Quentin, befinden.

Maurice Quentin de la Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV., war um das Jahr 1750 der beliebteste Porträtist in Paris. Er malte Persönlichkeiten aus allen Kreisen, den König und die Königin, die Marquise de Pompadour und den sich ihr fernhaltenden, frommen Dauphin, den über alle Maßen reichen Finanzmann, aber auch den bettelarmen Kapuzinermönch, Künstler und Schauspielerinnen und daneben den braven Bürger und die eigene Base aus der Provinz. Niemals aber kommt es La Tour darauf an, vornehme oder erlogene Repräsentationsbilder zu malen, vor seiner Kunst sind alle gleich, er will Menschen darstellen in ihrer geistigen und seelischen Eigenart und steigt, wie

er sich selbst ausdrückt, „ohne daß sie es merken, bis auf den Grund ihres Innern hinab und holt sie ganz hervor, so wie sie sind“.

Daher die ungeheure Lebendigkeit seiner Bilder, und wer die Reproduktionen unseres Buches auch nur flüchtig besieht, der ist gefangen von der Lebenswahrheit und von der wundervollen, zarten Farbenstimmung dieser Pastelle. Doch wird man La Tour im ersten Augenblick nicht ganz gerecht. Wer seiner Kunst und dem vollen, auch dem geschichtlichen, Wert der Sammlung seiner Bildnisse von St. Quentin nahe kommen will, der vertieft sich gewiß gern in die feinsinnige Einführung und in die biographischen Erläuterungen, die Hermann Erhard den Kunstblättern vorangestellt hat.

Dadurch bekommt das Werk einen ganz besonderen Reiz. Man erkennt, es sind nicht beliebig zusammengestellte Bildnisse, sondern es ist ein Kreis von Menschen, die einst eng zusammengehörten, ihrer Zeit das Gepräge gaben und die erschütternden Ereignisse am Ende ihres Jahrhunderts mit vorbereiten halfen. So wird das Lebenswerk La Tour's, das uns unsere kunstliebenden und geschichtsforschenden Vaterlandsverteidiger aus dem Feindlande senden, zu einer auf das feinste illustrierten Zeitgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Die Ausführungen Hermann Erhard's sind um so wertvoller, da, wie es scheint, noch keine größere deutsche Arbeit über La Tour veröffentlicht ist.

Mit aufrichtiger Bewunderung wird sich jeder Kunstfreund auch in diese „Kriegsleistung“ deutscher Reservisten vertiefen. Wieder einmal haben die deutschen Barbaren ihre wirkliche Gesinnung im Feindlande gekennzeichnet.

In freundlicher Weise hat ein in der Schweiz wohnender Deutscher das wertvolle Werk auch unseren Internierten zugänglich gemacht, indem er zwei Exemplare desselben gestiftet hat, eines für die Internierten-Bibliothek in Davos, das andere für Bern.

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:

Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.